

BESPRECHUNGEN

Allgemeines, Hilfsmittel, Quellen, Sammelwerke

Walter KAISER, Wolfgang KÖNIG (Hg.): Geschichte des Ingenieurs. Ein Beruf in sechs Jahrtausenden. München: Carl Hanser Verlag 2006, 364 S., € 29,90 (ISBN 3-446-40484-8)

Das Buch ist ein opulentes Werk. Es hat die Maße von 24x27x3 cm, einen blauen harten Einband und geschätzte 500 überwiegend farbige Abbildungen und Karten. Es wurde zum 150ten Geburtstag des Vereins Deutscher Ingenieure (VDI) veröffentlicht und ist für diese Ausstattung ausgesprochen preiswert.

Die Stofffülle für ein solches Thema ist gewaltig. Zum einen ist die Zeitspanne von 6000 Jahren kaum vorstellbar, zum anderen ist die Vielfalt der Entwicklung der Technik in dieser Zeit fast unüberschaubar. Einen Eindruck davon gibt die fünfbändige Propyläen Technikgeschichte, die in den Jahren 1990 bis 1992 erschienen ist und lediglich eine Zeitspanne von 2700 Jahren abdeckt. Der Begriff „Ingenieur“ stammt aus dem Mittelalter und bezeichnete den Festungsbaumeister, heute ist er über die Ausbildung oder das Ingenieurgesetz definiert. Die Autoren sahen sich vor der Schwierigkeit gestellt eine Definition zu finden, die über diese Definition hinaus auch die technischen Experten der frühen Hochkulturen und der Antike abdeckt. Gewählt wurde „... diejenigen, welche in den jeweiligen historischen Zeiten in verantwortlicher Position anspruchsvolle technisch – organisatorische Aufgaben leisten“. Die Reihenfolge der Beiträge folgt, wie auch die der Propyläen Technikgeschichte, chronologisch den Zentren der technischen Entwicklung: den frühen Hochkulturen des Alten Orients, den Mittelmeeranrainern, den Staaten des Europäischen Kontinents, Großbritannien, dem Mutterland der industriellen Revolution und den Nachfolgeländern im Industrialisierungsprozess, Frankreich, Deutschland und den USA.

Prof. Cancik-Kirschbaum und Dr. Bagg vom Institut für Altorientalistik der FU Berlin leiten aus den archäologischen Befunden einschließlich der vielen Keilschrifttafeln der frühen Hochkulturen, das Wirken von technischen Experten insbesondere beim Städtebau, Wasserbau, Monumental- und Repräsentationsbau, Schiff- und Hafenaufbau und der Militär- und Belagerungstechnik ab. Eine Gliederung der Tätigkeit in Bestandsaufnahme mit detaillierter Vermessung, Planung mit Abschätzung des Material- und Personalbedarfs und der Ausführung ist wahrscheinlich. Da die Bauten den göttlichen Herrschern zugeschrieben werden, wissen wir über die technischen Experten sehr wenig und wie sie zu Ihrem Wissen gelangten und wie sie es weitergaben.

Prof. Schneider von der Universität Kassel schließt in gleicher Weise von den Bauwerken der Antike auf das Wirken von technischen Experten, über die archäologischen Befunde hinaus gibt es eine Fülle von Texten mit Beschreibungen und auch erste „Lehrbücher“ in denen mit philosophischen Ansätzen versucht wird die wirkenden Kräfte zu deuten, so in der „Mechanik“ von Aristoteles oder in „de architectura“ von Vitruvius. Eine Ausbildung, im Sinne von Weitergabe des erworbenen technischen Wissens ist bei den Griechen durch die Weitergabe in der Handwerkerschaft aber auch durch das Anwerben von berühmten Fachleuten bezeugt.

Dr. Popplow vom Lehrstuhl für Technikgeschichte der BTU Cottbus zeigt die Entwicklung im Mittelalter und der Frühen Neuzeit bis zum Beginn der industriellen Revolution in den europäischen Staaten auf. Dabei wird das Mittelalter als eine Epoche der kontinuierlichen Akkumulation technischer Expertise gesehen. Das Wissen wurde in den Zünften und den Dombauhütten durch persönlichen Kontakt weitergegeben. Ein Wissensaustausch fand nur begrenzt, z. B. durch wandernde Gesellen statt. Neuerungen brauchten Jahrzehnte,

wenn nicht Jahrhunderte, um sich durchzusetzen. Um 1500 beginnt die Entpersonalisierung des Wissens, neue zeichnerische Darstellungstechniken, dreidimensionale Modelle, die öffentliche Präsentation in der schnell wachsenden technischen Literatur die Entwicklung der Naturwissenschaften mit Hilfe von Experimenten beschleunigen die Entwicklung. Die Zahl der technischen Experten war gering, in der Regel wurden Sie von Landesherren oder Städten besoldet. Eine Trennung von Naturwissenschaften und Ingenieurwissenschaften ist noch nicht erkennbar, technische Fragen wurden z. B. in der angewandten Mathematik in den Universitäten behandelt. Die ingenieurtechnische Ausbildung blieb bis weit in das 18. Jahrhundert hinein ein Flickenteppich.

Die Professoren Gipsen von der Universität Mississippi und König von der TU Berlin behandeln die Entwicklung des Ingenieurberufes vom Beginn der industriellen Revolution, 1750, bis 1945. Diese Zeit ist nicht nur wegen des rasanten Wachstums und der Verwissenschaftlichung des Ingenieurwesens interessant, sondern weil die dort entstehenden Wege der Ausbildung, die soziale Stellung des Ingenieurs und die Organisation der berufstätigen Ingenieure bis heute nachwirken. Die besondere Situation in Großbritannien um 1750 förderte die Praxiskultur. Gewerbe und Industrie stießen an die technischen Grenzen, Innovationen waren gefragt um das Weltreich weiterhin ausreichend und kostengünstig versorgen zu können. Empirische Innovationen kamen aus den Betrieben oder wurden – wie die Dampfmaschine – von Unternehmern gezielt gefördert. Die Universitäten und Mittelschulen spielten nur eine geringe Rolle. Es herrschte eher Abneigung gegen eine formalisierte theorieorientierte Ingenieurausbildung. Der Aufstieg ins Management war bei dieser praxisnahen Ausbildung einfacher, die gesellschaftliche Anerkennung schwieriger, da viele Ingenieure aus dem Handwerk kamen. Ganz anders die Situation in Deutschland. Da der Hauptarbeitgeber der Staat war, versuchten die Ingenieure mit den etablierten Staatsdienern gleichzuziehen. Dazu waren qualifizierte Schulabschlüsse, sowohl der Mittelschulen für den mittleren Dienst, wie der Universitäten für den höheren Dienst erforderlich. Es pendelte sich um 1900 ein Verhältnis von 5:1 ein, bei einer Gesamtzahl von 100.000 bis 150.000, eine Minderheit kam ohne Schulausbildung aus der Praxis. Der Niedergang der Industrie in Großbritannien um 1880 führte dort zu einer gesellschaftlichen Ächtung, Naturwissenschaften und Technik wurden zu einer Beschäftigung der unteren Klassen. Es ist deshalb kein Wunder, dass die Theorie von den zwei Kulturen: literarisch-humanistische einerseits und technisch-naturwissenschaftliche andererseits, aus Großbritannien kommt, und es ist ein matter Nachklang dieser Debatte, wenn Schwanitz in seinem Bestseller „Bildung“ 1999 schreibt: „Naturwissenschaftliche Kenntnisse müssen zwar nicht versteckt werden, aber zur Bildung gehören sie nicht“. Ausführlich wird außerdem die Entwicklung in Frankreich und den USA dargestellt, aus Platzgründen muss hier auf eine knappe Zusammenfassung verzichtet werden.

Zwei weitere Beiträge beschäftigen sich mit der Entwicklung in Deutschland seit 1945. Prof. Kaiser von der RWTH Aachen und Vorsitzender des Vereins Technikgeschichte des VDI, schildert die Entwicklung in der BR Deutschland. Professorin Zachmann von der TU München schildert die Entwicklung in der DDR, mit den besonderen Bedingungen einer staatlichen Planwirtschaft. Hier ist besonders der Beitrag von Prof. Kaiser hervorzuheben, er beschränkt sich zwar auf einen ingenieurwissenschaftlichen Kernbereich, bestehend aus Maschinenbau, Elektrotechnik und Informatik, zeigt aber sehr anschaulich wie sich der Ingenieurberuf in den letzten 50 Jahren gewandelt hat und wie komplex moderne Ingenieurprojekte geworden sind. Der Rechner als neues Werkzeug und der damit mögliche computergestützte Entwurf, die Analyse und der Entwurf mit numerischen Methoden, die interdisziplinäre Zusammenarbeit nicht nur mit Ingenieurdisziplinen, sondern auch mit den Naturwissenschaften machen für Forschung und Entwicklung eine vertiefte Ausbildung und jahrelange, kontinuierlich Berufserfahrung nötig. Darüber hinaus werden soziale und wirt-

schaftliche Kompetenz, Internationalität und Mobilität gefordert, der Ingenieurberuf der Zukunft bleibt anspruchsvoll aber auch erfüllend.

Das Buch schließt mit einem Beitrag von Prof. Winkler vom Wissenschaftlichen Zentrum für Berufs- und Hochschulforschung der Universität Kassel, der einen Rückblick auf seine Tätigkeit im Ausland gibt. Dieser ist unterhaltend geschrieben und zeigt schlaglichtartig die Chancen und Probleme des Wissenstransfers in Eu-Beitritts-, Schwellen- und Entwicklungsländer auf.

Blickt man auf das Buch zurück, so zeigt es eine sehr gut gemachte internationale Gesamtschau der Entwicklung des Ingenieurberufs. Dafür verantwortlich ist neben der Qualität der Beiträge auch die gewählte Methodik, die Geschichte der Ingenieure nicht als eine Folge von Erfindungen und bedeutenden Persönlichkeiten zu schildern, sondern sie aus der gesellschaftlichen Situation heraus zu entwickeln. Allerdings wird zu wenig auf die Kritik der Technik, z. B. der Großprojekte, wie den Drei-Schluchten-Staudamm in China oder die Nukleartechnik eingegangen. Auch ist schwer vorstellbar, dass die rasante Entwicklung der Technik in den Industrieländern so weitergeht. Insofern wäre ein kritischer Ausblick, auch auf den Wandel in der Ausbildung der Ingenieure, nützlich gewesen.

Kassel

Frank Tönsmann

Lampert von Hersfeld: Das Leben des heiligen Lullus, hg., eingeleitet, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Michael FLECK (VHKH 67,1), Marburg: Historische Kommission für Hessen 2007, IX u. 153 S., 10 Abb., davon 9 farbig, € 24,00 (ISBN: 978-3-7708-1308-7)

Caesarius von Heisterbach: Das Leben der Heiligen Elisabeth (Vita Sancte Elyzabeth Lantgravie Sermo de Translatione Beate Elyzabeth), hrsg. und übersetzt von Ewald KÖNSGEN, ergänzt durch: Summa Vitae Konrads von Marburg Libellus de dictis ancillarum Sancte Elisabeth confectus (VHKH 67,2), Marburg: Historische Kommission für Hessen 2007, VIII u. 192 S., 8 sw. Abb., € 10,00 (ISBN: 978-3-7708-1310-0)

Dietrich von Apolda: Das Leben der Heiligen Elisabeth, hg. u. übersetzt von Monika RENER (VHKH 67,3), Marburg: Historische Kommission für Hessen 2007, VIII u. 230 S., 15 farbige Abb., € 10,00 (ISBN: 978-3-7708-1311-7)

Die neu gegründete Reihe „Kleine Texte mit Übersetzungen“ hat die Historische Kommission für Hessen 2007 begonnen mit drei mittelalterlichen Biographien. Nach dem Vorbild der Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe wird jeweils auf der linken Seite der lateinische Text sowie auf der rechten Seite die deutsche Übersetzung abgedruckt. Durch Abbildungen, die einen unmittelbaren Bezug zum Text darstellen, wird neben die schriftliche Quelle als Ergänzung auch bildliches Quellenmaterial geboten, womit eine neue, zeitgemäße Art von Quellenveröffentlichung angestrebt wird.

Über den Gründer des Klosters Hersfeld verfasste der Mönch Lampert von Hersfeld (ca. 1025 bis nach 1081) die *Vita Lulli Archiepiscopi Mogontiacensis*, die um 1070 entstanden ist. Lampert, der aus wohlhabenden wahrscheinlich adligen Verhältnissen stammte, war vermutlich in der Bamberger Domschule ausgebildet und seit 1058 Mönch in Hersfeld. Der hier abgedruckte lateinische Text folgt der Edition von O. Holder-Egger, *Lamperti monachi Hersfeldensis opera*, in: *Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum* nach der Ausgabe der MGH von 1894 (Ndr. 1956), die von Michael FLECK ins Deutsche übertragen wurde. *Die Vita Lulli* war Lamperts erstes Werk, das in mindestens zwei Etappen entstanden ist. Sie ist weder eine Heiligenbiographie, noch eine den Klosterinteressen dienende Propagandaschrift noch ein historisches Werk, obwohl von allem Elemente vorhanden sind (S. 18). Es ist schließlich ein Werk, „das in seiner schillernden Vielfältigkeit etwas von dem Geist einer versunkenen, dem heutigen Menschen oft fremdartig erscheinenden Epoche lebendig werden lässt“ (S. 19).

Das Leben der Heiligen Elisabeth des Caesarius von Heisterbach wurde nach Albert Hyskens' lateinischer Ausgabe in den Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde von 1937 hier abgedruckt und von Ewald KÖNSGEN übersetzt. Schon Konrad von Marburg hatte den Zisterzienser Caesarius von Heisterbach (um 1180-um 1240) – berühmt durch seinen *Dialogus miraculorum* – als Autor einer Heiligenvita der Elisabeth vorgeschlagen. Die Auftragsarbeit des Deutschordenshauses Marburg hat Caesarius allerdings nur mit Bedenken und Zurückhaltung übernommen. Ein Heisterbacher Ordensbruder war bei den Translationsfeierlichkeiten in Marburg anwesend und hatte vom Deutschordensprior Ulrich den *Libellus de dictis quattuor ancillarum* mit auf den Heimweg bekommen, damit Caesarius als erfahrener Schriftsteller daraus die Heiligenvita fertige. Der Caesariustext ist nur in einer einzigen Handschrift des 15. Jahrhunderts erhalten (Hs. Nordkirchen Nr. 75). Die Entstehung der Elisabethvita ist nach dem 1. Mai 1236 bis etwa Juni 1237 anzunehmen, vermutlich zum ersten Jahrestag der Translation geschrieben.

Das Leben der Heiligen Elisabeth des Dietrich von Apolda wurde von Monika RENER nach der bereits 1993 bei der Historischen Kommission erschienenen kritischen Edition (VHKH 53) hier mit der deutschen Übersetzung wiedergegeben. Dietrich von Apolda (1220/1230-1302/1303) stammte aus dem thüringischen Adelsgeschlecht der Herren von Apolda. Er trat 1247 in das Erfurter Dominikanerkloster ein. Die Elisabeth-Vita, 1289 begonnen, beruht zwar auf Dietrichs eigenen Nachforschungen, bezieht aber auch Quellen ein, über die er im Prolog berichtet. Ergänzend zieht er die thüringische Historiographie heran. Dem Werk war sehr bald große Verbreitung beschieden. Eine deutsche Verslegende und mindestens zehn Prosaübersetzungen gehen auf Dietrichs Text zurück.

Gemeinsam ist allen drei Schriften eine erläuternde Einleitung zur Person des Biographen und zum Text sowie ein Literaturverzeichnis der Quellenwerke und Sekundärliteratur. Diese in handlicher Form erscheinenden Kleinen Schriften gewähren vor allem dem Laien einen schnellen und wegen der Zweisprachigkeit verständlichen Zugang zu mittelalterlichen lateinischen Quellen. Mögen sie deshalb eine weitere Verbreitung erfahren.

Marburg

Aloys Schwersmann

Insa ESCHEBACH: Öffentliches Gedenken. Deutsche Erinnerungskulturen seit der Weimarer Republik, New York, Frankfurt am Main 2005, 225 S., € 24,90 (ISBN: 3-593-37630-X)

In ihrer Studie beschreibt die Verf. die Strukturen öffentlichen Gedenkens seit der Weimarer Republik am Beispiel der Totenmemoria. Die Kriege des 20. Jahrhunderts brachten durch Massensterben und Genozid ganz neue Herausforderungen für die Gesellschaften Europas. Die zentrale Frage lautet also: Wie ging die deutsche Gesellschaft damit um, wie vergegenwärtigte sie die Barbarei und Grausamkeit der Vergangenheit? Ausgehend von den memoria-Konzepten der Kulturwissenschaft, die behauptet, dass der Vergangenheitsrekurs ein substantieller Bestandteil von Vergesellschaftungsprozessen darstellt, wird die Frage untersucht, wie auf diese gesellschaftliche Herausforderung symbolisch reagiert wurde. Das Totengedenken wurde als sakrale Praxis organisiert, so die zentrale These der Studie. Dadurch konnte der Tod symbolisch überwunden und die Toten mit den Lebenden vereint werden. Der Sakralisierung stand dabei die Trivialisierung des Gedenkens, gleichsam die Abnutzung der symbolischen Energie des Erinnernten, nicht entgegen. In mehreren empirischen Fallstudien werden die Praktiken der memorialen Sakralisierung dem Leser vor Augen geführt. Die soziale Konstruktionsmacht des Gedenkens beruhte auf dem Ausschluss bestimmter Personengruppen von der Symbolhandlung des Erinnerns, z. B. dem Ausschluss jüdischer Geistlicher von den Feiern der Weimarer Republik. Weiterhin wurde durch eine eschatologische Formensprache die Niederlage in einen Sieg umgedeutet und eine „Erwartung des Kommenden“ inszeniert (87). Anhand der Gedenkfeiern in den KZ-Gedenkstätten wird das Totengedenken nach dem Zweiten Weltkrieg in West- und Ostdeutschland untersucht. Das Erin-

nern an die Opfer des Nationalsozialismus wurde zum einen als nationale Aufgabe definiert, zum anderen aber auch internationalisiert. Vorgelegt wurde eine gelungene Studie, die einen eigenständigen Beitrag zur memoria-Forschung darstellt und überzeugend die religiösen Motivformen und Konnotationen des nationalen Totengedenkens herausarbeitet.

Leipzig

Thomas Fuchs

Robert F. PFORR (Bearb.): Aus den Kirchenbüchern der Kirchengemeinde Großalmerode 1648-1753, hg. von Holger Zierdt für die Gesellschaft für Familienkunde für Kurhessen und Waldeck e. V. (Forschungen zur hessischen Familien- und Heimatkunde, Band 90). Kassel: Gesellschaft für Familienkunde in Kurhessen und Waldeck e. V. 2004, 357 S. (ISBN: 3-8334-2211-4)

Anstoß für das vorliegende Werk gaben, wie andernorts, die zahlreichen Anfragen deutschstämmiger Amerikaner, die nach ihren Vorfahren forschten, dabei jedoch bei den nötigen Recherchen im Kirchenbuch den Gemeindepfarrer deutlich überforderten. Insbesondere kamen gelegentlich ganze Seiten der einmaligen Archive als Souvenir für Übersee abhanden. Mikroverfilmungen helfen in dieser Situation nur bedingt, da die Handschriften unlesbar bleiben und die Filme überdies nur im Archiv einsehbar sind. Das vorliegende Buch dagegen ist von jedermann erwerbbar und, da computergeschrieben, auch ohne weiteres lesbar. Überdies hat der Bearbeiter auch noch unterschiedliche Schreibweisen bei den Namen angeglichen. Erfasst wurden Taufen, Konfirmationen, Eheschließungen und Begräbnisse. Schade nur für die Forschung, dass Hinweise auf Kirchenbußen mit Rücksicht auf die heutigen Großalmeröder Familien ausgelassen wurden. Hilfreich für die Geschichtsschreibung sind allerdings am Ende des Buches nach Familien- und Ortsindex Übersichten über die genannten Berufe und Varia (allerdings ohne Vollständigkeit), darunter Hinweise auf Findlinge und Waisen, Blinde und Lahme, Zigeuner und eine arme Hure sowie das „böse“ Wetter.

Kassel

Christina Vanja

Hessen langsam – Orte gedehnter Zeit, hg. von Martin Maria Schwarz und Ulrich Sonnenschein. Marburg: Jonas 2006, 144 S., 30 Abb., € 15,00 (ISBN: 978-3-89446-371-8)

Ein schmaler Band in kleinem Format, als Titelbild dichter, zäh fließender Autoverkehr am Frankfurter Nordwestkreuz im Winter. So, jetzt eben ein Blick ins Inhaltsverzeichnis, sehr übersichtlich, dann mit dem Daumen die Abbildungen wie einen Film vorbei flitzen lassen und im Überblick die Texte durchflogen – alles klar, die Rezension ist schnell erledigt. Doch halt, worum geht es? *Verweigerte Bewegung, gelebte Ruhe, verzögerte Vollendung* heißen einzelne Kapitelüberschriften. Die Suche nach Entschleunigung und Bedächtigkeit, gerade da wo man das vielleicht nicht erwartet, bildet den roten Faden zwischen den höchst unterschiedlichen Entdeckungen, welche die Autorinnen und Autoren überall in Hessen gemacht haben. Das gefällt mir. Ich möchte dem Buch gerecht werden und beginne noch mal von vorn, suche mir ein ruhiges Plätzchen, bereite mir eine Tasse Tee, schlage das Buch mittendrin auf und fange an zu lesen.

Da beschreibt H. BOEHNCKE das Geheimnis der Ahlen Worscht, nicht die schwierige Situation der Landwirtschaft im Allgemeinen oder die der bäuerlichen Schweineaufzucht und handwerklichen Wursterstellung in Zeiten industrieller Fleischverarbeitung im Besonderen. Stattdessen nimmt er sich Zeit, den Werdegang dieses Wurstwunders und seine vielen guten Eigenschaften, allen voran der Geschmack, zu beschreiben. An anderen Stellen des Buches werden traditionelle Fertigungen von Marzipan und Spätlese gewürdigt. Den meisten Texten ist anzumerken, dass sie als Sendemanuskripte für das Radio entstanden sind. Mit überwiegend kurzen, nicht immer vollständigen Sätzen. Das Lesevergnügen

ist daher am größten, wenn man laut liest oder sich zumindest den Sprachfluss ausmalt, wie bei „Weltwursterbe“, „ausgefuchster Wurstspezi“ oder „unterentwickelter Wurstsüden Hessens“. Geschichtsinteressierte Leser kommen bei diesem Beitrag nur dann auf ihre Kosten, wenn sie die historische Entwicklung solchen Wurstwissens in der agrarischen Gesellschaft selbständig dazu denken; ausgeführt hat der Autor das nicht.

Überhaupt spielen erstaunlich wenige Geschichten in der für ihre Langsamkeit berichtigten „guten alten Zeit“. Das Land der frühzeitlichen Chatten, das Kloster Fulda, Hessen-Kassel unter Napoleon und Wilhelm I., Kassel im Vormärz, Marburg zwischen Napoleon und Preußen, eine Kirche in Kronberg sowie die schwierig zu passierenden Straßen und Wege des Landes sind Orte, an denen die Autorinnen und Autoren mit geistreichen Untersuchungen den Spuren der Gemächlichkeit nachgehen. Sie finden sie in ruhiger Weltvergessenheit, Zurückweisungen der Moderne, Ignorieren von Entwicklungspotential und reaktionärem Beharren auf liebgewordenen Gewohnheiten.

Überraschender ist allemal, wo Langsames inmitten von Trubel und Hektik der Gegenwart aufgespürt wird. Da entwickelt sich das Büchlein streckenweise zum Führer in Sachen Naherholung bzw. zum Ratgeber, der zur Beruhigung des eigenen Alltags anleitet. Sein Auto dauerhaft auf Tempo 25 zu drosseln z. B. – das geht und kann glücklich machen. Ebenso wie den *Stau* oder die *Wanderbaustelle* ganz neu zu buchstabieren und darin Quellen der Ruhe zu sehen. Von der Gitarre bis zum Fitnessstudio, vom Blauen Bock bis zur Reha – nichts, wo nicht Langsamkeit zu Mehr führt: mehr Klang, mehr Kraft, mehr Geschmack, mehr Gesundheit. Eine lohnende Lektüre, jedoch nicht auf die Schnelle zu haben!

Witzenhausen

Susanne Rappe-Weber

Klaus MÜLLER: Student in Marburg/Lahn in den 50er und 60er Jahren des letzten Jahrhunderts. Ein Bericht aus einer versunkenen Zeit. Neukirchen-Vluyn: Verlag für Ausbildung und Verwaltung 2006, 137 S., € 24,50 (ISBN: 3-934299-06-7)

Der Verfasser widmet dieses Erinnerungsbuch allen Marburger Bürgern und StudentInnen von damals, heute und morgen. Anschließend an seine Erlebnisse im Gymnasium von Limburg, wo er 1954 das Abitur ablegte – er hat sie gleichfalls im Verlag für Ausbildung und Verwaltung veröffentlicht (Klaus Müller: Auf d'r Penne in Limboch. Eine Jugend im Nassauer Land in den 50er Jahren, Neukirchen-Vluyn, o. J.) -, schildert er seine Studentenzeit in Marburg, dem er als „bekenrender Kleinstädter“ den Vorzug gegenüber Frankfurt gab. Er beginnt seine Darstellung mit der Ankunft auf dem Hauptbahnhof der Lahnstadt im von Köln nach Kassel fahrenden „Nipperdeyexpress“ (benannt nach dem damaligen Präsidenten des Bundesarbeitsgerichts), der anschließenden „Budensuche“ mit erheblich niedrigeren Zimmerpreisen als heute (30 Mark monatlich) und der Immatrikulation zum Jurastudium in der im Landgrafenhaus befindlichen Universitätsverwaltung. Den späteren Beginn der Vorlesungen nutzt er zu ausführlichen Spaziergängen durch das „typische Provinznest“, wo ihn die zahlreichen an den Häusern befestigten Erinnerungstafeln an das Wirken bedeutender Persönlichkeiten erinnern. Neben dem Nationalökonom Jung-Stilling und dem Physiker Denis Papin erwähnt er den Obersten Andreas Emmerich, der allerdings nicht in Marburg, sondern 1809 auf dem Kasseler Forst von den Franzosen erschossen worden ist. Anschaulich berichtet Klaus Müller von den Lebensumständen eines Studenten in der „Musenstadt“ und ihrer Alma Mater Philippina, die damals noch infolge der erheblich kleineren Zahl von Studierenden – im Sommersemester 1954 wurde erstmals die magische Zahl von 3000 überschritten – engere Beziehungen zwischen Professoren und Studenten zuließ als heute. Es folgen Skizzierungen der Ordinarien, die häufig den Rang von Charakterschilderungen haben, mit all ihren Marotten und Eigenheiten, wie sie sich in den Augen des Studenten darstellten. Besondere Bedeutung hat für Müller sein akademischer Lehrer Hubert Görg, dessen verwaltungs- und verfas-

sungsrechtliche Vorlesungen ihm seine späteren beruflichen Wege gewiesen haben – er bezeichnet ihn als Fachmann, der seine Berufserfahrung zwar in der Weimarer Zeit erworben habe, aber „noch vollauf kaiserlich-königlich-preußisch“ geprägt gewesen sei. Daneben erwähnt er mit verhaltener Ironie, hinter der sich Anerkennung verbirgt, die Strafrechtler Schwinge und Hall, den Rechtshistoriker Krawinkel und den Arbeitsrechtler Wolf. Die von Müller geschilderten „Berufungsspiele“ an der Juristischen Fakultät charakterisieren indes ein eher zeitloses Phänomen im Verhältnis der Menschen untereinander.

Ein farbiges Element bildet das trefflich skizzierte Studenten- und Verbindungsleben, an dem der Verfasser als Mitglied des „Vereins deutscher Studenten“, nicht schlagend und nicht farbentragend, teilnahm. Den Korps, Burschen- und Landmannschaften, die in gewisser Weise das äußere Erscheinungsbild Marburgs für den Fremden prägten, steht Müller distanziert gegenüber. Aus eigener Anschauung kann der Rezensent, der Anfang der 60er Jahre sein Studium in Marburg begann, bestätigen, dass es bereits lange vor den Ereignissen von 1968 politisches Leben unter den dortigen Studenten gegeben hat. Die damaligen Diskussionen, z. T. beeinflusst von Professor Wolfgang Abendroth, verliefen in der Regel sachlich ohne die später so häufigen Gewaltanwendungen. Bemerkungen über „Marburg-Stadt-Land-Fluss. Die Stadt und ihre Bürger“ mit einer intensiven Betrachtung der Stadtteilgesellschaften, insbesondere der Ketzerbachgemeinde, der Vorstellung Marburger Originale, den traditionsreichen Gasthäusern „Krone“ und „Sonne“ sowie dem inzwischen abgebrochenen „Wirtshaus an der Lahn“ schließen das Bändchen ab, das in lockerer, ungezwungener Weise das damalige Leben in Marburg und seiner Universität aus der Sicht des Studenten dem Leser näher bringt.

Berlin

Stefan Hartmann

Frühe Neuzeit

Thomas FUCHS: *Geschichtsbewußtsein und Geschichtsschreibung zwischen Reformation und Aufklärung. Städtechroniken, Kirchenbücher und historische Befragungen in Hessen, 1500 bis 1800.* (Untersuchungen und Materialien zur Verfassung- und Landesgeschichte 21). Marburg: Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde 2006, 215 S., € 22,00 (ISBN 3-921254.88-4)

Schon Thomas Fuchs' beeindruckende Analyse *Traditionsstiftung und Erinnerungspolitik: Geschichtsschreibung in Hessen in der Frühen Neuzeit* (Kassel 2002) hat dargestellt, wie eine lange Reihe landesgeschichtlicher chronikalischer Texte vom 16. bis zum späten 18. Jh. die historische Imagination geformt und bei dem dynastischen Staatsbildungsprozess mitgewirkt hat. In diesem früheren Werk hat der Verf. die Forschungsthemen Memoria, Traditionalisierung und historische Wissensschöpfung sowie die landgräfliche Geschichtspolitik erläutert, und zwar auf Grund einer theoretisch gut informierten Untersuchung besonders der klassischen und auch weniger bekannten hessischen (bzw. hessen-kasselischen) Landeschroniken. Die vorliegende Monographie betont andere Quellen, um verwandte Themen wie Geschichtswissen und Quellengattungen bzw. Quellenkritik weiter zu verfolgen. Hier geht es um einen Nachtrag zum ersten Buch, aber auch um eine Erweiterung des Forschungshorizonts, die besonders sozial- und kulturgeschichtliche Perspektiven bereichert.

Diese „Rekonstruktion einer territorialen Chroniklandschaft“ (15), in vier Kapitel unterteilt, versucht durchaus, theoretische, quellenkundliche und kulturgeschichtliche Ergebnisse zusammenzubringen. Die Einführung gibt eine wissenssoziologische (nicht literarische) Erklärung von Chronik: „Historische Chroniken reichen über das individuelle Gedächtnis in die verschriftlichte Erinnerung hinein, behandeln historische Themen in annalistischer Form und sind einer vorwissenschaftlichen oder besser voraufklärerischen Wissensweise

verpflichtet“ (27). Die Gattung wird nicht nur in Zusammenhang mit ihren Funktionen als Kontingenzbewältigung und Mittel der Weltdeutung gebracht, sondern auch historisch in Zeit und Raum konkret verortet. Die theoretische Besprechung von geschichtlichem Wissen und von „Wirkmächtigkeit frühneuzeitlicher Geschichtsschreibung“ wird im dritten Kapitel vertieft, wo Fuchs seine Untersuchung einen wichtigen Schritt weiter führt--von der räumlichen und zeitlichen Rezeption zur Frage der sozialen Reichweite der Chroniken.

Zuvor aber behandelt das zweite Kapitel den Rezeptionsraum Hessen und die Quellengattung, die Fuchs im seinem früheren Buch wohl erwähnt, aber nicht ausreichend besprochen hat. In den Akten von 36 hessen-kasselischen sowie zwei hessen-darmstädtischen Städten (Alsfeld und Gießen sind als Zentralorte des Oberfürstentums einbezogen) hat der Verf. „städtische historiographische Texte“ (inklusive Amtsbücher) gefunden und untersucht. Die ausführliche Auflistung (51-127) lässt zwar darauf schließen, dass „in den Städten der Landgrafschaft Hessen-Kassel nur eine marginale Produktion von historischen Stadtchroniken nachweisbar ist“, jedoch die Auswertung bestätigt einige Ergebnisse der ersten Monographie. „Die Tatsache des fürstlichen Territorialstaates war offensichtlich im Raum der Erinnerung so übermächtig, daß kein Platz für eine genuin eigenständige städtische historiographische Erinnerung blieb“ (127-128). „Historische Erinnerung bedeutete in Hessen-Kassel aber immer zuerst historische Erinnerung an die landgräfliche Dynastie“ (128). Die wenigen städtischen Texte erschienen in den drei Historisierungsschüben, die Fuchs schon früher für die landgräflichen Chroniken festgestellt hat: „der Epoche der Nachreformation um 1600“, „der Epoche der Frühaufklärung als Verarbeitung des Dreißigjährigen Krieges“ und der „Epoche des aufkommenden Historismus um 1800“ (128).

Genau wie die Landchroniken des ersten Bandes blieben auch diese städtischen Texte hauptsächlich im Bereich der „historischen Metaerzählung der Landgrafen“ und auf dem elitären Niveau der landgräflichen Beamten, Pfarrer sowie der städtischen Oberschicht. Um andere Denkrichtungen oder -muster zu erläutern, hat Fuchs zusätzliche Quellengattungen erforscht, wie zuerst die Kirchenbücher von 67 Gemeinden, in denen die Pfarrer oft erinnerungswürdige Daten und der Ereignisse eingetragen haben. Das allmähliche Verschwinden des Hexenglaubens und der Wunderberichte, eine neue Sachlichkeit bei der Schilderung von Kometenbeobachtungen und die Notizen zu nicht nur lokalen sondern auch überregionalen, ja sogar internationalen Ereignissen dienen hier als Indikatoren eines neuen Denkstils in der Pfarrerschaft: „Die inhaltlichen Veränderungen der tageschronikalischen Einträge in die Kirchenbücher zeugen von dem Eindringen aufgeklärten Denkens und der aufgeklärten Medienlandschaft [bes. der Zeitungen GLS] im 18. Jahrhundert“ (49). Diese Kirchenbücher führen Fuchs aus den Städten in den ländliche Bereich, obwohl seine Untersuchung hier weiterhin den gebildeten Pfarrern gilt.

Aber auch der „Blick von unten, von den Bauern und Stadtbewohnern unterhalb der Ratebene“ ist wichtig für diesen Historiker, der Geschichtswissen im breitesten Sinn versteht und weiter erforschen möchte. Seine theoretische Orientierung ist nicht nur auf elitäre Geschichtsschreibung gerichtet, sondern auch auf den „aus der Vergangenheit überlieferte[n] Wissensvorrat“ der unteren Bevölkerungsschichten. Um die letztere Erinnerungskultur zu belegen, hat Fuchs entsprechende Quellenmaterialien, „Texte in einem weiten Sinne: schriftliche Texte, Monumente, Gedächtnisorte, Flurnamen“ (130) eingesehen. Landgräfliche Umfragen von 1710/11 und 1719 an die örtlichen Beamten und Pfarrer lieferten historische Information basiert auf archivalischen Texten und Inschriften, historischer Literatur, monumentaler Überlieferung (Gebäude, Ruinen, Wüstungen) und – sehr relevant hier – der direkten Befragung der Bevölkerung, insbesondere der Alten, über lokale Traditionen (144-145). „Bei allen diesen Berichten fällt auf, daß die durch mündliche Tradition vermittelten Nachrichten nicht über die Zeit des Dreißigjährigen Krieges hinausreichten“ (148). Dieser Erinnerungsbruch ebenso wie materielle Medien (Bilder, Riten und Monumente) als sicher-

ste Bewahrer historischer Erinnerung (149) und die Zuschaustellung von katholischen Relikten als reformatorische Selbstvergewisserung (153-54) dienen alle als Beispiele, wie der scharfsichtige Historiker sich populären Denkstilen nähern kann. Wenn auch derartige Denkmuster oder -strategien schwerer zu definieren sind als das chronikalische „Geschichtsbild um die Landgrafenhistorie“ (174), so sind sie nicht weniger wichtig für unser Verständnis des ganzen frühneuzeitlichen Geschichtsbewusstseins. Dieser Themenbereich hat Fuchs von der Ideen- in Richtung Mentalitätsgeschichte geleitet. So können von diesem gelungenen Buch nicht nur politische und intellektuelle, sondern auch sozial- und kulturgeschichtliche Forscher profitieren.

Richardson bei Dallas, Texas, USA

Gerald L. Soliday

Stefan BRAKENSIEK, Michael STOLLEIS, Heide WUNDER (Hg.): Generationengerechtigkeit? Normen und Praxis im Erb- und Ehegüterrecht 1500-1850 (Zeitschrift für Historische Forschung; Beiheft 37). Berlin: Verlag Duncker & Humblot 2006, VIII, 338 S., Tab., Abb., € 54,00 (ISBN: 3-428-12289-9)

Wurde tatsächlich schon in der Frühen Neuzeit um das angemessene Miteinander von Jung und Alt gerungen und sind in der Überlieferung zu Erbschafts- und Eheangelegenheiten solche Diskurse zu entdecken? Wenn der populäre Begriff „Generationengerechtigkeit“ auf dem Titel mehr als ein Aufmerksamkeit heischendes Schlagwort sein soll, müsste diese Frage die versammelten Aufsätze durchziehen und facettenreich beantwortet werden. Tatsächlich bieten Herausgeber und Autoren manche Brücke zwischen der fremden Vormoderne und gegenwärtigen Überlegungen zum Generationenverhältnis an, nehmen also die Chance wahr, Geschichte für heute lebende Menschen fruchtbar zu machen. Die Zeit, in der für die Meisten noch keine auskömmliche Rente den Lebensabend sicherte, liegt ja kaum zwei Generationen zurück, und schon der Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft im 19. Jahrhundert hat die Versorgung der Älteren und der ganz Jungen dramatisch verändert.

Möglicherweise stellt die Frühe Neuzeit insofern eine Art Ausgangssituation dar, als die hier gefundenen Normen und Regelungen für den Umgang der Generationen als Dispositionen und Vorbilder in spätere Zeiten hineinragen. Den Zugang zu solchen grundsätzlichen Überlegungen eröffnet beispielsweise Rüdiger Bittner (Bielefeld), wenn er philosophische Texte der Frühen Neuzeit etwa von Hugo Grotius oder Samuel Pufendorf daraufhin befragt, warum die Institution des Erbens, also die Transfersituation zwischen den Generationen schlechthin, überhaupt funktionierte, warum sie als gerecht empfunden wurde und warum sich der Staat an der Durchsetzung beteiligte. Auch der mikroskopische Ausschnitt aus komplexen Erbvorgängen, den die Volkskundlerin Ulrike Langbein (Basel) zur Untersuchung emotionaler Aspekte des Erbens wählt, bietet Anregungen für historische wie gegenwärtige Situationen. Sie betont, dass die existenzsichernden Werte, die „das Erbe“ repräsentiert, sowohl ökonomisch als auch moralisch-ethisch formuliert werden können und dass die Annahme eines Erbes als Teil der komplexen Kulturtechnik der Tradierung zu verstehen ist.

Der vorliegende Band dokumentiert – das dürfte bereits deutlich geworden sein – den gelungenen Austausch von Vertreterinnen unterschiedlicher Disziplinen der historischen Kulturwissenschaften; hier werden die traditionell nebeneinander betriebenen Zugänge von Rechtsphilosophie, Rechts- und Verfassungsgeschichte, Volkskunde, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte ins Gespräch miteinander gebracht. In ihren Einleitungen verweisen Stefan Brakensiek (Duisburg) und Michael Stolleis (Frankfurt) auf die bislang isolierten Zugangsweisen und analysieren den anlässlich einer Tagung vor drei Jahren vollzogenen Perspektivwechsel. Über das engere Thema hinausweisende Bedeutung kommt dabei dem Diskurs zwischen norm- und praxisorientierten Fächern wie etwa Jura vs. Ethnologie bzw. Geschichtswissenschaft zu.

Ganz in der Tradition der Rechtsgeschichte analysiert B. Dölemeyer (Frankfurt am Main) zunächst, welche Regeln im Frankfurter Bürgertum des 18. und 19. Jahrhundert für die Übertragung von Eigentum zwischen den Generationen bestanden. Die Einbeziehung typischer Streitfälle um die Auslegung von Eheverträgen bietet dann den Anschluss zu stärker sozialgeschichtlich angelegten Beiträgen. So stellt U. Hindersmann (Tecklenburg) zahlreiche Fälle der Lehnweitergabe an erbberechtigten Frauen im Adel des Fürstentums Osnabrück vor, so genannte Kunkellehen. Die wiederum in Streitfällen aufscheinende Praxis lässt hier eine erhebliche Teilhabe adeliger Frauen bis in das 18. Jahrhundert hinein sichtbar werden, was man anhand der spärlichen rechtshistorischen Angaben nicht vermutet hätte. Auch A. Flügel (Bielefeld) betont die flexible Handhabung des lehnrechtlichen Rahmens, der für die Vererbung adeliger Lehngüter in Kursachsen im 18. Jahrhundert galt. Während im zeitgenössischen normativen Diskurs das Rittergut als Mannlehen, das ausschließlich innerhalb der adeligen Familie weitergegeben wird, firmierte, spielten in der Praxis monetäre Kaufvorgänge sowie die Erbberechtigung Bürgerlicher und die Interessenwahrung der weiblichen Familienmitglieder eine entscheidende Rolle.

Noch stärker sozialgeschichtlich sind die Beiträge zur bäuerlichen Hofweitergabe in Westfalen angelegt. Dabei überraschen besonders die Einsichten von S. Rouette zur Wiederverheiratung auf einer Hofstelle, mit der die Position des hofbesitzenden Paares gestärkt und die Ansprüche der Erben, auch der leiblichen Kinder, zurückgewiesen wurden. Das widerspricht der verbreiteten Annahme, ein Bauernhof sei immer innerhalb einer Familie vom Vater auf den Sohn vererbt worden. Neben dem ideologischen Diskurs um das „ganze Haus“ hat sich hier auch die Verdeckung der wahren Verhältnisse durch die Kontinuität der Familiennamen in den Quellen ausgewirkt. Neben Westfalen sind die Verhältnisse in Böhmen und Österreich ein weiterer regionaler Schwerpunkt des Bandes.

Schließlich eröffnen drei volkscundliche Beiträge den Blick auf die immateriellen, emotionalen Aspekte des Erbens. Neben dem schon erwähnten Text von U. Langbein zeigt A. Hauser am Beispiel eines schwäbischen, von egalitärer Erbteilung geprägten Dorfes auf, wie sich die Besitzweitergabe in einer zunehmend mobilen dynamischen Zeit seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer „Kultur der Versteigerungen“ veränderte. Und B. Krug-Richter (Münster) widmet sich der ausgeprägten frühneuzeitlichen Konfliktkultur in der westfälischen Herrschaft Canstein um 1700, die sich um die starke, bis ins Alter aufrecht erhaltene Rolle des hofbesitzenden Paares rankte. Durch den mikroskopischen Blick bis in die einzelnen Haushalte hinein ergeben sich hier – gewagt, aber auch anregend – besonders gute Vergleichsmöglichkeiten über mehr als 300 Jahre hinweg mit der Gegenwart. Das zwangsweise Miteinander in den ländlichen Haushalten produzierte anhaltende, emotional stark belastende Rangkämpfe um Ansprüche, Vormacht und Teilhabe. Generationengerechtigkeit, das zeigt der gelungene Band, musste erstritten werden, war nicht in Rechtstraditionen gegossene Wirklichkeit. So wenig wie das von der Politik vor einigen Jahren noch formulierte Anrecht auf eine „sichere Rente“...

Witzenhausen

Susanne Rappe-Weber

Carsten LIND: „Arbeiter im Weinberg des Herrn“. Die evangelischen Pfarrer in der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt 1567-1730 (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 150). Darmstadt und Marburg: Selbstverlag der Hessischen Historischen Kommission Darmstadt und der Historischen Kommission für Hessen 2006, 288 S., 5 Abb., € 24,00 (ISBN: 3-88443-304-0)

Die Arbeit wurde im Wintersemester 2004/05 vom Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften der Justus Liebig-Universität Gießen als Dissertation angenommen. In seiner Untersuchung der hessen-darmstädtischen Pfarrerschaft wählt LIND einen Zeitraum

zwischen dem Tod Philipps des Großmütigen und dem Ende des Kampfes „für und gegen den Pietismus“ in der Landgrafschaft (S. 18 f.).

Das 1. Kapitel widmet sich der allgemeinen Beschreibung der Landgrafschaft und berücksichtigt dabei insbesondere Aspekte der Topographie, der Demographie und der Landesgeschichte. Das 2. Kapitel behandelt die Verfassungs- und Verwaltungsentwicklung der evangelischen Kirche in Hessen und der Landeskirche Darmstadts. Die noch unter Philipp d. Gr. 1537 erlassene Kirchendienerordnung wird – wohl etwas zu hoch gegriffen – als erste Verfassung der hessischen Kirche bezeichnet, die Agende von 1574 und die Reformati- onsordnung von 1572 werden wegen ihres Gehalts und ihrer langen Dauer – auch das sind keine juristischen Kategorien – vom Verf. als „Grundgesetze“ der hessen-darmstädtischen Kirche bezeichnet (S. 41).

Im 3. Kapitel wird der Weg der Pastoren ins Pfarramt nachgezeichnet, hierbei geht der Verf. den Fragen zur Professionalisierung und zur „Modernität“ der Pfarrer nach. Ab 1600 werden in der Obergrafschaft soziale Abschließungstendenzen des Pfarrerstandes festgestellt, die unter den spezifischen Bedingungen dieses Raumes sich dort schneller vollzogen als in anderen Gebieten Hessen-Darmstadts. Zwischen 1601 und 1630 war der Anteil der Pfarrer „mit geistlicher Vorbelastung“ – also aus Pfarrerrfamilien – auf etwa 40% gestiegen. Die Untersuchungen zur sozialen Herkunft der Pfarrer nimmt einen nicht unbedeutenden Umfang dieses Kapitels ein.

Das 4. Kapitel behandelt die Pfarrstelle als Lebensgrundlage, insbesondere ihre materielle Situation. Der Pfarrer war wirtschaftlich vollständig in die frühneuzeitliche Agrargesellschaft eingebunden. Interessant sind die Ausführungen zum Pfarrhausbau. Mit der Reformation kam es, trotz der nun verheirateten Pfarrer, nicht zu einer Welle des Pfarrhausneubaus. Den Pfarrerrfamilien wurde zunächst kein größerer Raumbedarf zugestanden als dem katholischen Pfarrer der Vorreformationszeit. Bemerkenswert ist auch die Darstellung zu Gründung der Pfarrwitwenkassen gegen Ende des 17. Jh. Anlass für die bessere Versorgung der Pfarrerrwitwen war nicht nur die soziale Verantwortung, sondern es sollte auch ein Ansehensschaden abgewendet werden, der dem Pfarrerstand „durch verarmte, bettelnde und einem fragwürdigen Lebensunterhalt nachgehende Pfarrerrwitwen und -waisen drohte“ (S. 139).

Die soziale Situation der Pfarrer wird im 5. Kapitel genauer beleuchtet mit „Pfarrer und Gemeinde in Konsens und Konflikt“. Dazu werden die in den Visitationsprotokollen behandelten Beschwerden ausgewertet. Die Klagen der Pfarrer betreffen schlechten Gottesdienstbesuch, die schleppende Ablieferung von Abgaben und die Kirchengzucht. Doch hieraus ist, so stellt der Verf. richtigerweise fest, nicht auf einen scharfen Dissens zu schließen, der den Pfarrer aus der Dorfgemeinschaft ausschloss. Wenn sich Gemeinden gegen ihren Pfarrer aussprachen bei Beschwerden zu Viehtrieb und Hute, so entsprach das Repertoire der Maßnahmen, mit dem eine Gemeinde ihren Pfarrer abstrafen konnte, wenn er sich nicht an die Gepflogenheiten des Ortes hielt, ganz dem, wie man auch einen anderen Ortsbewohner zur Räson gebracht hätte, der sich nicht an die Spielregeln hielt (S. 171). Die Beziehung zwischen Gemeinde und Pfarrer war keinesfalls so konfliktträchtig, wie dies nur die selektive Betrachtung einzelner Quellen vielleicht nahe legt. Aktuell ist die Erwartung, der Pfarrer könne auf seine Gemeinde zugehen (S. 188).

Dienstaufsicht und Fortbildung behandelt das 6. Kapitel – leider unterläuft dem Verf. für diese beiden Kapitel eine falsche Zählung im Introitus S. 24 f. Im 7. Kapitel werden die Superintendenten der Landeskirche in sozialer Hinsicht behandelt.

Obwohl bedauerlicherweise im 2. Weltkrieg umfangreiche Archivbestände der Landeskirche vernichtet wurden, ist es dem Verf. gelungen, ein facettenreiches Bild der evangelischen Pfarrerschaft im Untersuchungszeitraum zu zeichnen. Er konnte glücklicherweise neben den von Wilhelm Diehl gesammelten Unterlagen für seine Untersuchung auf den

während des Krieges ausgelagerten Bestand der Visitationsakten des Jahres 1628 zurückgreifen. Seine Untersuchung ist beispielgebend für andere Landeskirchen.

Kassel

Volker Knöppel

Johannes BURCKHARDT, Hildegard GANTNER-SCHLEE, Michael KNIERIM (Hg.): Dem rechten Glauben auf der Spur. Eine Bildungsreise durch das Elsaß, die Niederlande, Böhmen und Deutschland. Das Reisetagebuch des Hieronymus Annoni von 1736. Zürich 2006, 342 S., € 29,80 (ISBN: 978-3-17373-9)

„Dann führen wir in einer Extrapostkutsche durch verschiedene Dörfer nach Marburg, woselbst wir uns im Posthaus ‚Zur Kron‘ einlogierten und das Mittagessen mit etlichen hessischen und schwedischen Offizieren genossen.“ (S. 167) Dieser Eintrag, dem weitere Schilderungen aus Marburg folgen, stammt aus dem Reisetagebuch des pietistischen Basler Theologen Hieronymus Annoni (1697-1770). Er begleitete im Jahre 1736 zwei Schweizer Studenten auf einer Rundreise den Rhein hinab bis in die Niederlande und durch Deutschland bis ins böhmische Prag. Höhepunkte bildeten die Begegnung mit Graf von Zinzendorf und der Aufenthalt in Herrenhut. Natürlich wurde überall auch über religiöse Fragen gesprochen, das Tagebuch geht aber ebenso auf manche Kuriosa und Bräuche, auf Straßen und Fährdienste, auf politische und militärische Verhältnisse, Universitäten und Professoren, Gasthöfe und die dortigen Mahlzeiten, Wohlfahrtseinrichtungen und immer wieder auf Gartenanlagen ein. Dabei macht Annoni manche ironischen Bemerkungen, zum Beispiel, dass sie „die ganze Nacht hindurch durch das mit vielen Hügeln und Steinen begabte und folglich ungehobelte Hessenland“ gefahren seien. (S. 170) Schade, dass der Edition ein Sachindex fehlt. So bleibt der Rezensentin nichts anderes übrig, als die Lektüre des ganzen ebenso informativen wie unterhaltsamen Buches nachdrücklich zu empfehlen.

Kassel

Christina Vanja

19. und 20. Jahrhundert

Eckart CONZE, Bernd REIFENBERG (Hg.): Displaced Books. NS-Raubgut in der Universitätsbibliothek Marburg (Schriften der Universitätsbibliothek Marburg 127). Marburg: Philipps-Universität Marburg 2006, 133 S., 29 Abb., € 10,00 (ISBN: 3-8185-0435-0)

Die so genannte „Goldene Adele“ war 2006 in aller Munde. 1938 von den Nationalsozialisten mit anderen Gemälden dem jüdischen Eigentümer enteignet, wurde das Portrait „Adele Bloch-Bauer I“ zusammen mit vier anderen Bildern von Gustav Klimt (1862–1918) nach einem jahrelangen, erbittert geführten Rechtsstreit vom Österreichischen Staat den Erben der Familie restituiert und wanderte postwendend über ein international tätiges Auktionshaus für sagenhafte 135 Millionen US-Dollar in neuen amerikanischen Privatbesitz. Wenige Monate später erzielte „Adele Bloch-Bauer II“ mit der gleichen Provenienz mit 87,9 Millionen Dollar ebenfalls einen international beachteten Preisrekord und avancierte somit zum fünftteuersten Gemälde der Welt.

Diese spektakulären und von den Medien wirkungsvoll in Szene gesetzten Restitutionen ehemals von den Nationalsozialisten enteigneten Kunst- und Kulturgüter bilden auch über 60 Jahre nach Ende des verbrecherischen und Menschen verachtenden Regimes aber nur die winzige Spitze eines riesigen Eisbergs. Denn obwohl spätestens seit Sommer 1999 öffentliche und staatliche Institutionen, wie Museen, Archive und Bibliotheken, juristisch aufgefordert sind, ihre Bestände auf NS-Raubgut zu überprüfen, schlummern nicht nur in ihren Depots unzählige Werke aus beschlagnahmten privaten Sammlungen und Haushalten, vielmehr sind sie

zum großen Teil auch öffentlich ausgestellt oder werden, wie im Fall von Büchern und Archivalien, immer noch benutzt. Korrelierend zu der von Götz Aly vor einigen Jahren aufgestellten These, dass nicht nur die Machthaber des Regimes, sondern auch die „Volksgemeinschaft“, das heißt die übrige Bevölkerung, sofern sie rassistischen, politischen oder anderen Vorgaben entsprach, von diesen Beschlagnahmen profitierte, könnte man weitergehend feststellen, dass dieses auch noch für unsere aktuelle Gegenwart gilt. Auch wir ziehen somit, anders formuliert, noch heute Profit aus diesen schändlichen Enteignungen.

Die Universitätsbibliothek der Philipps-Universität Marburg hat sich in jahrelangen Recherchen diesem moralisch wie ethisch verwerflichen Sachverhalt gestellt und ihre Bestände systematisch auf geraubte bzw. auf unrechte Weise über Dritte bezogene Bücher durchforstet. Dabei mussten in mühseligen und zeitaufwändigen Recherchen zunächst alle in Frage kommenden Bücher mittels Alphabetischem Katalog und Zugangsbücher der Jahre 1933 bis 1950 ermittelt und auf Besitzvermerke untersucht werden. Diese vom zuständigen Referenden der Bibliothek, Bernd Reifenberg, federführend geleitete Erfassung konnte letztlich nur unter Hinzuschaltung einer studentischen Arbeitsgruppe unter der Leitung des Marburger Neuzeithistorikers Eckart Conze zu einem weitgehenden Abschluss gebracht werden; die Ergebnisse dieser Arbeitsgruppe sowie die Dokumentation der systematischen Erschließung mündeten letztlich in eine viel beachtete Ausstellung. Der von den beiden Projektleitern gemeinsam herausgegebene Ausstellungskatalog führt zunächst sehr anschaulich und verständlich geschrieben in die Thematik ein (Beitrag Reifenberg, S. 8-28) und stellt dann in kleineren Beiträgen die jeweils ermittelten Buchbestände und ihre ursprünglichen Eigentümer dem Leser vor. Dabei ist ebenfalls positiv zu vermerken, dass sich die einzelnen Autoren möglichst auch um Bildvorlagen gekümmert haben, um diese doch etwas formal und bürokratisch erscheinende Materie anschaulich zu visualisieren und damit der Geschichte und den zum Teil erschreckenden Schicksalen der Verfolgten und Enteigneten buchstäblich ein Gesicht zu geben. Es zeigte sich sehr rasch, dass die Marburger Universitätsbibliothek nicht nur Bücher aus ehemals jüdischem Besitz besaß sondern auch aus ehemaligen Besitz politisch oder religiös verfolgter Privatpersonen (Beiträge von Bernd REIFENBERG; Christian KRAUS, Jan KREUTZ; Marc Daniel KRETZER, Ralf MEIERWISCH, Tobias SCHRECKENBERG), und aufgelöster Institutionen, so dass sich hier ein vielschichtiges Bild ergibt, welches in diese NS-Problematik nun tiefergehende Einblicke gewährt. So stammen verschiedene Bücher aus der Freireligiösen Gemeinde Wiesbaden (Corinna FELSCH, Florian WAMPER), dem Jüdischen Jugendverein Schweinfurt (Christian BARTH u. a.), Arbeiterbibliotheken auf dem Lande, über deren Existenz man bis dahin kaum etwas wusste (Esther Abel u. a.), aus katholischen Bibliotheken im westfälischen Münster (Christoph GALLE, André MÖLLERS) oder aus dem Fabrikarbeiterverband Hannover (Gero LUBESER u. a.). Das Marburger Projekt ordnet der Mitherausgeber Eckart CONZE abschließend in den Kontext der Zeitgeschichtsforschung ein (S. 116-131).

Insgesamt wurden bei diesem Projekt rund 7.600 Titel überprüft, von denen rund 70 eindeutig als Raubgut klassifiziert und zum überwiegenden Teil an die Erben bzw. Nachfolgeinstitutionen zurückgegeben werden konnten. Demgegenüber weiß man jetzt aber von etwa 300 weiteren Büchern, die ebenfalls auf diese Art in die Universitätsbibliothek gelangt sind, bei denen aufgrund fehlender Besitzvermerke jedoch eine Zuordnung nicht mehr möglich ist, so dass sie nun (vorerst) in der Bibliothek verbleiben. Die Suche nach weiteren „verschollenen Eigentümern“ geht indes weiter.

Das Marburger Provenienzprojekt zeigt auf, dass es sehr wohl möglich ist, in öffentlichen Sammlungen und Bibliotheken gezielt nach unrechtmäßig erworbenen Beständen zu fahnden und sein Haus dadurch möglichst „sauber“ zu bekommen. Der vorliegende Ausstellungskatalog ist daher nicht nur Anreiz sondern er (er-)mahnt auch andere Institutionen nachdrücklich, sich nachhaltig seiner eigenen Geschichte zu stellen und Unrecht möglichst

wieder gut zu machen. Und dieses auch auf die Gefahr hin, dass es im Einzelfall 60 Jahre zu spät kommt!

Marburg

Michael H. Sprenger

Uta GEORGE u. a. (Hg.): Hadamar. Heilstätte – Tötungsanstalt – Therapiezentrum (Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen, Quellen und Studien Band 12). Marburg: Jonas Verlag 2006, 512 Seiten, zahlr. Abb., € 24,90.

Hadamar ist Synonym: Denkt man an die hessische Kleinstadt und die dort seit einhundert Jahren ansässige psychiatrische Klinik, so stellen sich automatisch Assoziationen zu dem oft beschworenen „dunkelsten Kapitel deutscher Geschichte“ ein – zu den Jahren der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, in denen in der damaligen „Landesheilanstalt“ rund 15.000 Menschen im Namen eines ebenso pervertierten wie radikalisierten Euthanasiebegriffs ermordet wurden. Die Opfer waren Frauen und Männer mit Behinderungen, psychischen Erkrankungen oder einem als „asozial“ stigmatisierten Lebenswandel, die Täter jene Menschen, denen Wohl und Wehe der Patienten anvertraut gewesen war: Ärzte, Krankenschwestern, Pfleger und Verwaltungsfachkräfte. Die Mordaktion vollzog sich in zwei Phasen: Zwischen Januar und September 1941 starben in dem zuvor zur Gaskammer umgebauten Keller des Hauptgebäudes mehr als 10.000 Menschen durch Kohlenmonoxyd einen qualvollen Erstikungstod; ihre Leichen wurden verbrannt. Nach dem offiziellen Stopp der zentral organisierten Krankentötungen in Deutschland aufgrund kirchlicher Proteste und spürbarer Unruhe in der Bevölkerung ging das Sterben in Hadamar nach kurzer Unterbrechung 1942 weiter: Bis zur Befreiung der Anstalt durch US-Truppen am 26. März 1945 verbuchte die Statistik weitere 4.500 Opfer, die durch überdosierte Medikamente vergiftet oder gezielt dem Hungertod überantwortet worden waren. Kurz nach dem Krieg gab es zwei Prozesse gegen das beteiligte Personal, einen in US-amerikanischer, den zweiten in deutscher Zuständigkeit. Danach gerieten die in Hadamar geschehenen Gräueltaten in Vergessenheit. Erst in den späten siebziger Jahren begannen intensive Recherchen in der seit 1953 vom Landeswohlfahrtsverband geführten Einrichtung, die nun den Namen „Psychiatrisches Krankenhaus“ trug und ihre Arbeit seit 1998 unter der Bezeichnung „Zentrum für Soziale Psychiatrie“ fortsetzt. 1983 wurde die Gedenkstätte Hadamar eröffnet, die seitdem fortlaufend ausgebaut und 2001 um eine internationale Jugendbildungsstätte erweitert wurde. Die Tatsache, dass die Gedenkstättenarbeit in direkter räumlicher Nähe zum psychiatrischen Alltag am Mönchberg in Hadamar angesiedelt ist, begründet „eine einzigartige Mischung (...), eine Koexistenz von Vergangenheit und Aktualität der Psychiatrie, von Gedenken und Diskussionen über Werte unserer heutigen und zukünftigen Gesellschaft.“ (S. 25)

Aus Anlass des einhundertjährigen Bestehens einer psychiatrischen Einrichtung in Hadamar im Jahre 2006 hatten sich die Herausgeber des vorliegenden Sammelbandes zum Ziel gesetzt, in umfassender Weise die Entwicklung dieser Institution zu beleuchten, die zuerst Heilanstalt, dann Tötungsstätte war und heute Therapiezentrum ist. Ohne „die zwölf Jahre der NS-Herrschaft mit den übrigen 88 Jahren zu verrechnen und damit (...) zu relativieren“, sollte „die gesamte Geschichte“ des Hauses erzählt werden: „Und zwar ohne, dass man sie nur als Vor- und Nachgeschichte der am Ort verübten Verbrechen begriff.“ (S. 24) Das Vorhaben ist gelungen: Auf rund 500 Seiten entfaltet sich in mehr als 40 Beiträgen Vergangenheit und Gegenwart Hadamars vom 17. Jahrhundert bis in unsere Tage. Von der Gründung und dem Bau des alten Franziskanerklosters auf dem Mönchberg wird berichtet, in dessen aufgelassener Anlage im 19. Jahrhundert zunächst Hebammenausbildung und Entbindungshilfe geleistet wurden und später, ab 1883, so genannte „Korrigenden“ durch Arbeit, Disziplin und moralische Anleitung zu einem „tugendhaften“ Leben erzogen werden sollten. Mit der Umwandlung in die Landespflege- und spätere Landesheil- und Erziehungsanstalt Hadamar begann im Jah-

re 1906 die psychiatrische Tradition auf dem Mönchberg. Die Trägerschaft der Einrichtung hatte der Bezirksverband des Regierungsbezirks Wiesbaden inne, der einen großen Teil der Verantwortung dafür trug, dass „gerade Hadamar ab 1941 zum Ort einer der zentralen Krankmordanstalten des Deutschen Reichs wurde“ (S. 136). Ab 1934 beteiligte sich Hadamar an der Umsetzung des Zwangssterilisationsgesetzes, das Unfruchtbarmachung von Menschen mit bestimmten erbten bzw. angeborenen Behinderungen oder Krankheiten vorsah, zu denen die Nationalsozialisten auch Alkoholismus zählten. Die Durchführung der Sterilisationen geschah nicht in der Anstalt selbst, sondern in einer speziellen Operationsabteilung in Herborn. Als 1940 die Existenz der Hadamarer Einrichtung in Frage gestellt wurde, bot der Bezirksverband seine Räumlichkeiten auf dem Mönchberg der Berliner „Euthanasie“-Zentrale an: „Er sah darin die Chance, Hadamar als 'Rumpfanstalt' mit einem Stamm von arbeitsfähigen Patientinnen und Patienten auf dem Gut Schnepfenhausen bestehen zu lassen. Gleichzeitig wurden die Hauptgebäude von 1941 bis 1945 als Tötungsanstalt benutzt.“ (S. 22)

Die Kapitel über die NS-Zeit in Hadamar bilden den größten Themenblock des Bandes, wobei besonders hervorzuheben ist, dass die Autoren in mehreren Beiträgen Opferbiographien anhand von Krankenakten und anderen Dokumenten rekapitulieren – ein Versuch, zumindest einigen der Menschen, die „angesichts der Unfassbarkeit von 15.000 Opfern der NS-„Euthanasie“-Verbrechen in Hadamar fast unsichtbar“ (S. 255) geworden sind, postum ihre individuelle Würde zurückzugeben. Die beiden letzten großen Abschnitte des Buches sind der Geschichte Hadamars nach 1945 gewidmet, wobei einerseits der psychiatrische Alltag, andererseits die Gedenkstättenarbeit kompetent beschrieben werden. Nicht nur Historiker kommen zu Wort, sondern auch Ärzte, Pfleger, Seelsorger, Patienten und Gedenkstättenmitarbeiter, die das Leben auf dem Mönchberg in den vergangenen Jahrzehnten in der Praxis erlebt und gestaltet haben. Sinnvoll durchbrochen wird die Chronologie der Darstellung durch Beiträge zu übergeordneten Komplexen wie etwa zur Situation der Psychiatrie um 1900, zu den Veränderungen durch die Psychiatriereform in der Bundesrepublik und zu der aktuellen bioethischen Debatte um die mögliche Neuregelung der Sterbehilfe. Fazit: Ein gelungenes Werk, das über die Geschichte Hadamars hinausweist und einen Weg eröffnet zum Nachdenken über jene Menschheitsthemen: Leben und Tod, Geburt und Sterben, Krankheit und Fürsorge, von denen die Gesellschaft immer wieder und immer wieder neu berührt ist.

Kassel

Dagmar Bussiek

Andreas HEDWIG (Hg.): Zwangsarbeit während der NS-Zeit. Nachweisbeschaffung, historische Forschung und Auseinandersetzung mit der Vergangenheit in Hessen. Marburg: Verein für hessische Geschichte und Landeskunde 2005, 107 Seiten, zahlreiche Abb., € 8,00 (ISBN 3-88964-192-X)

Der Tatbestand und die Facetten der Zwangsarbeit, aber auch die Schicksale der von den Nationalsozialisten verschleppten Zwangsarbeiter – darauf weisen der Herausgeber und einige der Autoren zu Recht hin – stoßen in der bundesdeutschen Öffentlichkeit seit etlichen Jahren zunehmend auf Resonanz. Das Gesetz zur Errichtung der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ (im folgenden: Stiftungsgesetz) vom Juli 2000 hat dieses Interesse weiter bestärkt, hat darüber hinaus beträchtliche Ressourcen der deutschen Archive beansprucht, insofern sie mit der Beschaffung von Nachweisen betraut waren, um den Betroffenen, die noch leben, späte, im Blick auf die ausgekehrten Mittel kaum mehr als symbolische Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Festgestellt werden musste die Berechtigung zum Empfang von Leistungen, was bedeutete, dass Tausende individueller Anträge bearbeitet, in die richtigen Kanäle gelenkt, mit Hilfe aufwendiger Recherchen Unterlagen geprüft oder überhaupt erst ausfindig gemacht werden mussten. Um diese Aufgaben zu bewältigen,

wurden auf der Ebene der Länder Koordinierungsstellen eingerichtet: eine Funktion, die in Hessen das Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden übernahm.

Von den Erfahrungen, die in diesem Rahmen gesammelt worden sind, auch von aufgetretenen Problemen handeln die ersten drei Aufsätze des vorliegenden Sammelbandes, der unter Federführung von Andreas HEDWIG die Vorträge einer vom Staatsarchiv Marburg im März 2004 veranstalteten Konferenz dokumentiert. Günter SAATHOFF schreibt über die Nachweisbeschaffung im Rahmen Stiftungsgesetzes, Volker EICHLER über die Landeskoordinierungsstelle Hessen, Klaus-Dieter RACK über zweckdienliche Aktivitäten des Staatsarchivs Darmstadt. Die zweite Sektion ist dem Wechselspiel von „Forschung und Bildungsarbeit“ gewidmet. Hier geht es zum einen am Beispiel des ehemaligen Konzentrations- und Arbeitserziehungslagers Breitenau um die exemplarische Präsentation einer Gedenkstätte als außerschulischem Bildungsort (Dietfrid KRAUSE-VILMAR), zum andern um die Potentiale, die dem Thema Zwangsarbeit für das historische Lernen im Geschichtsunterricht innewohnen (Thomas LANGE und Reinhard NEEBE): drei instruktive, mit reichen Illustrationen versehene Beiträge, die sehr eindrücklich die Möglichkeiten quellengesättigter Archiv- und Gedenkstättenpädagogik aufzeigen. In der dritten Abteilung steht die „Auseinandersetzung mit der Vergangenheit“ im Vordergrund: die Geschichte des Kriegsgefangenenlagers Ziegenhein, wo Hunderte gefangener Russen und Serben zu Tode gebracht und in Massengräbern verscharrt worden sind (Waltraut BURGER), die Beschäftigung von Zwangsarbeitern durch die beiden evangelischen Landeskirchen in Hessen (Dirk RICHARDT), ferner ein Versuch, sich eben dieser Problematik aus kommunaler Sicht zu stellen (Heinrich LÖWER, Stadtverordnetenvorsteher in Marburg). Am Ende dann Bilanz und Perspektiven: Andreas HEDWIGS Rede zur Eröffnung der Ausstellung über Zwangsarbeit und Zwangsarbeiter im Staatsarchiv Marburg sowie der Abschlussvortrag des stellvertretenden Präsidenten des Bundesarchivs Klaus OLDENHAGE, der noch einmal Wege der Nachweisbeschaffung abschreitet, dabei wie sein Vorredner auch den unauflöselichen Zusammenhang von verantwortungsbewusster Vergegenwärtigung der Vergangenheit und Sicherung der Demokratie hervorhebend.

Kassel

Jens Flemming

Willi OBERKROME: „Deutsche Heimat“, Nationale Konzeption und regionale Praxis von Naturschutz, Landschaftsgestaltung und Kulturpolitik in Westfalen-Lippe und Thüringen 1900-1960 (Forschungen zur Regionalgeschichte 47). Paderborn u. a.: Ferdinand Schöningh 2004, 666 S., 54,00 € (ISBN: 3-506-71693-X)

Die vorliegende, höchst gehaltvolle geschichtswissenschaftliche Studie wurde 2002 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg als Habilitationsschrift angenommen. Sie setzt zwar als Zeitfenster die ersten sechs Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts an, ist aber darum nicht minder aktuell: hier werden ideologische Konzepte, die auch die Zäsuren von 1945 und 1989 mehr oder weniger unerschütterlich überdauert haben und in breiten Wirkungskomplexen von Naturschutz und Heimatpflege zusammenfließen, in ihren jeweiligen historischen Kontexten analysiert. Dass Oberkrome einen regionalgeschichtlichen Ansatz wählte, ist einleuchtend. Er ermöglicht ihm den Blick auf „die lokalen, nahräumlichen Konsequenzen der staatlichen oder parastaatlichen und regionalen Landschaftsplanung“ (S. 15), vor allem aber den Vergleich von Entwicklungen in unterschiedlichen Systemen nach 1945; doch schon in den 20er Jahren stand den sieben thüringischen Kleinstaaten mit einer großen Zahl heimatbewegter Vereine eine Provinzialverwaltung mit straff organisiertem Heimatbund in Westfalen gegenüber. Andererseits bestanden durchaus Gemeinsamkeiten, wiesen doch beide Regionen Zentren mit hoher industrieller Verdichtung ebenso wie rein ländlich strukturierte Gebiete auf, Kristallisationspunkte der Großstadtfeindschaft und der Heimatkonstrukte.

Im ersten seiner drei zentralen Kapitel behandelt OBERKROME die Sakralisierung und Pro-

fanisierung im Schutz der Naturdenkmäler und in den frühen Ansätzen zur Landschaftsgestaltung, die Einrichtung staatlicher Beratungsstellen für Heimatschutz in Thüringen, beginnend mit dem Wendepunkt thüringischer Landesgeschichte, der Demission des linken Kabinetts Fröhlich/Greil und der blutigen Exzesse des Jahres 1923, mit dem der Einfluss deutsch-tümelnd-antisemitischer Gruppierungen im Land zusehends wuchs. In Westfalen-Lippe setzte mit der Verortung des Heimatgedankens im Teutoburger Wald eine Entdeckung und Überhöhung der „Stammeskultur“ ein, die in die legislative Festschreibung des Heimat- und Naturschutzes einging. Eine nach 1918 radikalisierte Forderung nach konservierender Erhaltung der „altüberkommenen“, vom romantischen Stammesgedanken geprägten Landschaftsbilder überzog in der Weimarer Republik noch deutlich gegenüber einem kreativen Naturschutzkonzept, fand Exegeten in heimatideologisch inspirierten Naturschützern und Popularisierung über die Klassenschranken hinweg in Legionen begeisterter Anhänger der Jugendbewegung, der Naturfreunde, von Reformpädagogik geleiteter Jugendlicher. Im zweiten Teil seiner Analyse setzt sich OBERKROME mit der „Rationalisierung“ einer „völkischen Planungslogik“ des Naturschutzes im „Dritten Reich“ auseinander, mit dem Weg zum Reichsnaturschutzgesetz und der Eingliederung der Landschaft in die 1935 zur Obersten Reichsbehörde beförderte „Reichsstelle für Raumordnung“ (die dann sehr schnell in die Vorbereitungen der „Ostplanung“ einmündete). Darin war ein erhebliches Konfliktpotential zwischen den Idealen der Heimatpflege und jenen wirtschafts- und freizeitpolitischen Interessen der NS-Organisationen begründet, die für „stammeskulturelle“ Aufladung der Heimatprojektionen wenig Verständnis entgegenbrachten. In der Landschaftsnutzung durch KdF und der Landschaftsplanung für eine „völkische Neuordnung Europas“ fanden regionalistische Konzepte wenig Platz, auch wenn das Insistieren auf „stammlicher“ Zusammengehörigkeit durch Heimatschutzorganisationen gegenüber staatlichen Zentralisierungsmaßnahmen durchaus Erfolg haben konnte.

Der dritte Teil ist der Differenzierung und Koexistenz von Naturschutz und Landschaftsgestaltung nach 1945 gewidmet, mit komparativem Fokus auf den staatlichen Vorgaben und Handlungsbedingungen einer „sozialistischen Heimat“ in der SBZ/DDR, in denen regionalistische Entwürfe keinen institutionellen Rückhalt fanden, und auf die Entwürfe von „Natur“ und „Heimat“ in der Ära Adenauer, in der eine Weiterführung der Naturdenkmalpflege zwar außer Frage stand, aber hinter die Erfordernisse aktiver Gestaltung in Landesplanung und Landschaftspflegeplänen zurückgestellt wurde, in der aber auch eine trivialisierte „Heimat“ zur Kompensation der Modernisierung und des Heimatverlustes der Vertriebenen geriet. Damit war für die Heimatschutzorganisationen der Westzonen die Möglichkeit zur Artikulation regionalistischer Konzepte und ihre Positionierung im föderalen System der Bundesrepublik gegeben. Oberkrome hat sich also ein gewaltiges Programm vorgenommen – und es gemeistert. Damit ist das vorliegende gewichtige und mit 666 Seiten gehaltvolle Werk als Lektüre unbedingt zu empfehlen, zumal in Vereinen und Organisationen, die sich ihrem Selbstverständnis und satzungsgemäßen Auftrag nach mit der Pflege eines regionalen Geschichtsbewusstseins befassen (auf die Studie von G. Kunz 2000 verweist Oberkrome zu Recht). Es sollte daher in Hessen nicht nur wegen der beiden behandelten Nachbarregionen rezipiert werden, sondern weit mehr wegen seiner kritischen Betrachtung der Definitionen, Projektionen und Festschreibungen von Landschaft und Heimat, Natur und regionaler Kultur.

Marburg

Siegfried Becker

Arbeiterbewegung

Wolfram HEITZENRÖDER: Die Arbeiterbewegung in Hanau und Umgebung 1848 bis 1878. Hanau: CoCon-Verlag 2002, 216 S., zahlr. Abb., € 16,80 (ISBN: 3-928100-95-5)

Es ist gewiss kein Zufall, dass dieses Buch zur Arbeiterbewegung, zur Arbeiterkultur und zur Hochphase des frühen Industrialisierungsprozesses in Hessen gerade Hanau gewidmet ist. Dafür steht zunächst schon der Name des Autors. Wolfram HEITZENRÖDER, den wir von vielen gehaltvollen Veröffentlichungen zur hessischen Landesgeschichte und zur Geschichte der Arbeiterbewegung kennen und schätzen, hat hier aus fundierter Kenntnis der Lokalgeschichte, der Firmen- und Organisationsgeschichte und der Quellen (in den Staatsarchiven Berlin, Marburg und Wiesbaden, im Stadtarchiv Hanau und dem Archiv der Friedrich-Ebert-Stiftung, der Zeitungen und zahlreichen weiteren gedruckten Quellen) schöpfen können. Dafür steht aber auch der Name der Stadt. Hanau war auf kurhessischem Territorium vor der Annexion 1866 nicht nur die industriereichste Stadt, es hatte zudem durch das Aufbegehren der Arbeiter in der Revolution 1848 die Aufmerksamkeit des Staates, aber auch der frühen Bemühungen um Organisation der Arbeiterinteressen auf sich gezogen.

Die Studie, in drei größere Teile (mit insgesamt 11 Kapiteln) und einen umfangreichen Anhang (mit Kurzbiographien der Arbeiterbewegungsrepräsentanten, Quelleneditionen, Abkürzungs-, Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Register) gegliedert, beschreibt zunächst die wirtschaftliche und gesellschaftliche Situation in Hanau im Vormärz, zeichnet die Frühgeschichte der Hanauer Arbeiterbewegung während der Revolution, die Verfolgung in der Reaktionszeit und die Arbeitskämpfe 1857 nach, schließlich die Gründung des Deutschen Nationalvereins 1859 in Frankfurt, Ausdruck einer Liberalisierung der politischen Verhältnisse in Preußen und ihrer Auswirkungen auf die anderen deutschen Staaten. Zwar hatten sich auch Hanauer Demokraten an der Gründungsversammlung beteiligt, doch ermöglichte erst das Ausklingen der Reaktionszeit 1860 ein Wiederaufleben der Turnvereine in Hanau und Umgebung. Zum Exkurs über die Reformbewegung des Deutschkatholizismus (der deutschkatholischen Gemeinde in Hanau), ihrem Anschluss an die freireligiöse Bewegung und ihrer Zusammenarbeit mit den Organisationen der Arbeiterbewegung wäre noch anzumerken, dass nicht nur in dieser von der kurhessischen Reaktion unterdrückten Protestbewegung für eine romfreie Kirche, sondern auch durch die katholische Kirche selbst eine Wahrnehmung der frühen Arbeiterbewegung einsetzte und sich (freilich nicht in Hanau) in der Gründung katholischer Arbeitervereine niederschlug (wozu wir Peter Assion einen Aufsatz verdanken).

Der zweite, umfangreichste Teil der Studie ist den Organisationen gewidmet, die nach der Liberalisierung gegründet wurden: dem bürgerlich-liberalen Arbeiterbildungsverein (ABV) Hanau 1863-1875, der 1864 gegründeten Hanauer Sektion des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins (ADAV) Lasalles, die ihre Tätigkeit 1866 einstellte, aber 1868/69 reaktiviert wurde und sich nach dem weitgehenden Scheitern des ABV durchsetzen konnte, der Sozialistischen Arbeiterpartei (SAPD), die in Hanau von 1875 bis zur Auflösung durch das Sozialistengesetz 1878 bestand, der Sozialdemokratie in Hanau von 1867 bis zur Reichstagswahl 1877 und schließlich der Gewerkschaftsbewegung und dem Streikgeschehen in Hanau von 1863 bis 1878. Ein besonderes Verdienst Heitzenröders ist die Nachzeichnung der sozialen Lage, der Protestartikulation von Arbeitergewerkschaften in den einzelnen Gewerben, unter den Zigarrenarbeitern, den Goldarbeitern (die mit Jakob Jodry in der SAPD einen begabten Sozialistenführer stellten), den Holzarbeitern, Schneidern, Teppichwebern, Hut- und Schuhmachern. Im dritten Teil der Studie stellt Heitzenröder die Entwicklung der Arbeiterbewegung im Hanauer Umland dar, das nicht nur Einzugsgebiet der Arbeiterschaft in Hanauer Fabriken, sondern selbst bereits Standort einzelner industrieller Betriebe war.

Mit seinem Buch hat Heitzenröder einen gewichtigen Beitrag nicht nur zur Sozial-, Wirtschafts- und Politikgeschichte der Stadt Hanau geliefert. Hanau, das als territoriales Prädium Kurhessens Anteil am boomenden industriellen Zentrum des Rhein-Main-Gebietes hatte, ist auch von hoher landesgeschichtlicher Bedeutung für die Politik der kurhessischen Regierung in der Revolutions- und Reaktionszeit, für Integrationspolitik und Prosperität der

Provinz nach der Annexion, für die regionalen Auswirkungen der Sozialistengesetze, aber auch für die Formierung der Arbeiterorganisationen und einer Arbeiterkultur, die als Forschungsfeld einen Paradigmenwechsel der Volkskunde/Europäischen Ethnologie bezeichnete und mit Heitzenröders Studie eine fundierte landesgeschichtliche Profilierung erfährt. Ihr ist also eine breite Rezeption in der Landesgeschichte, in Gesellschafts- und Kulturwissenschaften zu wünschen.

Marburg

Siegfried Becker

Architektur- und Baugeschichte, Denkmalpflege

Albrecht HOFFMANN: Baukunst in Forschung und Praxis. Marburger Architekten und Ingenieure in althessischer und preußischer Zeit (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur 84), Marburg: Rathaus-Verlag der Stadt Marburg 2006, 72 S. (ISBN: 978-3-923820-84-9)

Das zu besprechende Buch entstand zum 50-jährigen Gründungsjubiläum des Architekten- und Ingenieurvereins Marburg e.V., welches am 13. Mai 2006 feierlich begangen wurde.

Im ersten Teil bietet der Autor einen kurzen Abriss über die Geschichte des Bauwesens, die sich wandelnden Anforderungen an die Ausbildung im Bauberuf, die fachliche Spezialisierung im Bauwesen sowie eine Auflistung der staatlichen und kommunalen Baumeister im 18. und 19. Jahrhundert in Marburg. Das zweite Kapitel des Werkes dient dazu, kursorisch das vielfältige Portrait eines Berufstandes aufzuzeigen, der die bauliche Entwicklung und das heutige Erscheinungsbild der Stadt Marburg nachhaltig geprägt hat. Die Informationen über die entsprechenden Vertreter desselben entnimmt der Autor dabei hauptsächlich aus Schriftenreihen und Periodika, für zusätzliche Hinweise verweist er auf die Bestände des StA MR. Zur Auflockerung und Veranschaulichung der Lebensläufe dienen Fotografien von Marburger Bauten, welche von den im biografischen Teil der Arbeit genannten Baumeister, Architekten und Ingenieure errichtet worden sind.

Marburg

Regina Maier

Biographien, Familien, Genealogie

Elmar BROHL, Gerhard MENK (Hg.): Ludwig Bickell (1838-1901). Ein Denkmalpfleger der Ersten Stunde (Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen 7). Stuttgart: Theiss Verlag 2005, 400 S., zahlr. Abb., € 25,00 (ISBN: 3-8062-2042-5)

Er war schon ein richtiger Tausendsassa, dieser „antiquitätische Herr“, welcher sich als „schwieriger Genius im kleinstädtisch-universitären Marburg“ (Gerhard MENK) in Zeiten des gründerzeitlichen Baubooms vehement für den Erhalt historischer Bauten einsetzte, nahezu übereifrig für den 1834 gegründeten Verein für hessische Geschichte und Landeskunde sammelte und damit den Grundstock für die heutigen kulturhistorischen Sammlungen des Marburger Universitätsmuseums legte, sich für historische Orgeln, Eisenguss und Bucheinbände derart stark interessierte, dass er sich eigens in den einzelnen Disziplinen schulen ließ und letztlich sich auch als wissenschaftlicher Autor und vor allem als Fotograf historischer Bauten auszeichnete und den Begriff des „Denkmäler-Archivs“ prägte. Zu alledem kam ein Äußeres in Gestalt eines hager wirkenden Mannes mit ausgemergeltem Gesicht mit tief liegenden Augen und hohen Wangenknochen, mit langen Haaren und einem mit zunehmenden Alter immer ungepflegter wirkenden langen Bart in Verbindung mit offenbar nachlässiger Kleidung. Ein verschuldeter Privatgelehrter, zudem auch noch Junge-

selle mit einem offensichtlich schlecht geführten Haushalt, der allein vom Äußeren gesehen, nicht unbedingt dem gängigen Typus' eines preußischen Beamten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entsprach und durch seine verschiedenen Aktivitäten eher suspekt erscheinen musste. Einer juristischen Karriere war dem Sohn eines hessischen Landrats dann auch noch das zugunsten seiner Neigungen abgebrochene Studium hinderlich, so dass er noch im fortgesetzten Alter als „Referendar“ in der auf Titel fixierten wilhelmischen Gesellschaft auftreten musste, bevor den 52-jährigen endlich die Ehrenpromotion der Marburger Universität von dieser scheinbaren Unebenbürtigkeit erlöste. Die Rede ist von Ludwig Bickell, der 1838 in Marburg geboren wurde und hier 1901 nach einem verdienstvollen Leben für die noch nicht institutionell existente staatliche Denkmalpflege starb – letztlich aber ein Wissenschaftler, Sammler und Denkmalpfleger war, der auch über die Grenzen Kurhessens wichtig ist. Den 100. Todestag nahmen daher das Landesamt für Denkmalpflege Hessen und der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde e. V. im Jahre 2001 zum Anlass, ein Kolloquium zur Person Bickells und seinen weitreichenden Aktivitäten zu veranstalten. Vier Jahre nach der Marburger Tagung liegt nun ein umfangreicher, gut bebildeter Sammelband vor, der – mit Ausnahme der Bucheinbände, für die sich kein kompetenter Referent finden ließ, wie der Mitherausgeber MENK in seinem Vorwort einräumt – alle damaligen Beiträge vereinigt. Dieses freut umso mehr, weil in der Zwischenzeit mit Michael Neumann und Eckhard TRINKAUS zwei wichtige Experten verstorben sind. Dem Denkmalpfleger Michael Neumann ist daher der Band in memoria gewidmet.

Gerhard MENK legt mit seinem ausführlichen biografischen Beitrag die Grundlage für die folgenden Aufsätze des Bandes (S. 13-111), Heinrich MEYER ZU ERMGASSEN widmet sich im Anschluss den Bickell'schen Verwandtschaftsverhältnissen (S. 113-225). Beiden sehr ausführlichen und mit zahlreichen transkribierten Quellen unterfütterten Beiträgen folgen die wesentlich kürzeren Aufsätze, welche die verschiedenen Aktivitäten beleuchten. So berichtet Paul Jürgen Wittstock über die Sammlungstätigkeit (S. 257-264), Michael Neumann über den Bezirkskonservator Bickell (S. 265-274) während G. Ulrich GROßMANN die profanen Steinbauten im fotografischen Werk (S. 306-312), Ulrich KLEIN den Fachwerkbau (S. 313-340), Gerhard SEIB den künstlerischen Eisenguss (S. 341-352) und Gerhard AUMÜLLER, Eckhard TRINKAUS den Orgelforscher Ludwig Bickell (S. 372-388) vorstellen. Weitgehend biografisch mit seiner Person bzw. mit der Bickell'schen Verwandtschaft sind wiederum die Aufsätze von Angus FOWLER (Hausbesitz und Wohnungen in Marburg, S. 227-250) sowie von Ulrich HUSSONG über die Ehrenpromotion Bickells (S. 251-256) angelegt. Letzterer stellt zudem in einem zweiten Aufsatz noch ein Gutachten Bickells zu Siegeln und Wappen der Stadt Marburg vor (S. 389-397). Der Mitherausgeber Elmar BROHL widmet sich in seinem lesenswerten Beitrag dem Komplex „Kugelgasse 1, Kugelhaus und Kugelkirche“, das heißt dem Wohnhaus Bickells und seine Aktivitäten zur Erhaltung der angrenzenden spätgotischen Kugelkirche, die durch eine größere Baumaßnahme gänzlich umgestaltet worden wäre, hätte er nicht maßgeblich eingegriffen (S. 275-305). Aufschlussreich ist zudem der Beitrag von Gerhard OBERLIK über das so genannte Kameramodell 97 (S. 353-371), welches der fotobegeisterte Bickell entwarf, der sich durch seine Aufnahme-tätigkeit vergeblich seinen Lebensunterhalt zu sichern versuchte. Erst die Ernennung zum Bezirkskonservator brachte Ludwig Bickell ab 1892 bzw. 1896 ein festes Salär ein, welches er jedoch in seine vielfältigen Aktivitäten und Sammlungen investierte, so dass er immer der privaten Insolvenz nahe war.

Trotz der vielen ausführlichen und tiefgehenden Beiträge vermisst man als Leser einige über Marburg und das umliegende Hessen hinausgehende Aufsätze, die dann die wegweisenden Bickell'schen Tätigkeiten noch mehr herausgestellt hätten. So möchte man beispielsweise noch mehr über die denkmalpflegerischen Aktivitäten in den angrenzenden Ländern des Deutschen Reichs erfahren (sicherlich bezeichnenderweise wird am 16. Juli

1902 im angrenzenden Großherzogtum Hessen-Darmstadt ein erstes umfassendes Denkmalschutzgesetz erlassen und eben nicht im preußisch regierten Kurhessen) oder gar in den anderen europäischen Ländern. Als Vergleichsbeispiel hätte dabei gut Frankreich mit der 1837 gegründeten „Commission des Monuments Historiques“, die seit 1840 eine fotografische Dokumentation ihrer Bauwerke betrieb, dienen können. Dieses Manko kann jedoch die Qualität der hier versammelten Beiträge nicht schmälern, denn gerade auch die Aufsätze von NEUMANN und KLEIN sind hier etwas breiter angelegt.

Im Nachhinein zeichnet sich oft ein negatives Bild der Bickell'schen Aktivitäten; so meint TRINKAUS, dass die „Fülle der Interessen und Aufgaben, die fehlende Unterstützung durch kirchliche und staatliche Stellen, aber auch ein gewisses Unvermögen Bickells, einmal Begonnenes ganz zu Ende zu führen“ (S. 386), dazu führten, dass seine Orgelforschung Fragment geblieben ist. Das gilt sicherlich auch für seine anderen Tätigkeiten. Von anderen wurde er bald überholt, so seit den 1880er Jahren von Carl Schäfer in inhaltlicher, von Alfred Meydenbauer (Königlich Preußische Meßbildanstalt) in fotografischer Hinsicht. Als eigentliches Lebenswerk von Bickell bleiben daher die etwa 2.500 erhaltenen historischen Aufnahmen, „die glücklicherweise schließlich nicht in so starkem Maße, wie von ihm befürchtet, dezimiert worden sind“ (Klein, S. 335). Viele dieser einmaligen Aufnahmen, die sich heute als Leihgabe im Bildarchiv Foto Marburg befinden, schmücken den vorliegenden Band – ein Standardwerk, welches nicht nur für die Denkmalpflege in Nordhessen und für Marburger wichtig ist.

Marburg

Michael H. Sprenger

Walter MÜHLHAUSEN: Friedrich Ebert 1871-1925. Reichspräsident der Weimarer Republik. Bonn: Dietz Nachf. 2006, 1.064 S., 76 Abb., € 48,00 (ISBN: 3-8012-4164-5)

Dem sozialdemokratischen Parteiführer und späteren Reichspräsidenten Friedrich Ebert historisch gerecht zu werden, ist kein leichtes Unterfangen: Die zeitgenössische und historiographische Kritik war schnell und scharfzüngig bei der Hand, ob es sein Verhältnis zur Reichswehr, ob es die Reichsexekutive gegen Sachsen, ob es die Anwendung des Artikel 48 der Weimarer Reichsverfassung oder die Akzeptanz des Versailler Vertrages waren. Hinzu kam, dass er weder das Forum der politischen Öffentlichkeit suchte noch in Reden die Massen mitzureißen vermochte. Schließlich waren glänzende Erfolge am frühen Ende seines Lebens nicht zu rühmen. So bleibt das Bild einer nahezu tragischen politischen Gestalt, ohne Fortune, ohne politischen Gestaltungswillen und ohne öffentliche Ausstrahlung.

Dass diese Wahrnehmung in fast allen Punkten erheblich zu korrigieren ist, verdanken wir der eindrucksvollen Biographie Walter Mühlhausens, der in sorgfältigster Vollständigkeit alle erreichbaren Quellen und Zeugnisse aus deutschen und ausländischen Archiven, Zeitungen, Monographien, parlamentarischen Drucksachen und zahlreichen Memoiren von Zeitgenossen – leider sind nahezu keine privaten Aufzeichnungen Eberts erhalten – ausgeschöpft hat, um das politische Wirken Friedrich Eberts differenziert darzustellen. Auch die private Seite des Lebens dieser öffentlichen Person wird im Rahmen des Wenigen, das die Quellen ermöglichen, sichtbar gemacht. Mühlhausen räumt mit mancher Legende auf und zeichnet in vielen Facetten ein neues Bild seiner Person und vor allem seiner Politik – auch manche Mitstreiter erscheinen im neuen Licht, besonders Philipp Scheidemann. Der Schwerpunkt liegt dabei, wie der Titel mitteilt, auf seinem Wirken als Reichspräsident.

In der Darstellung Mühlhausens werden mit Bedacht die enormen, politisch und gesellschaftlich als extrem schwierig sich erweisenden Rahmenbedingungen präzise entfaltet und kenntnisreich dargestellt, denen sich Ebert von Anbeginn bis zum Ende seiner Amtszeit immer wieder von neuem gegenüber sah; die größte Herausforderung bestand darin, die neu geschaffene Staatsform, die parlamentarische Demokratie, einigermaßen unbeschädigt über die ersten

Jahre zu begründen und zu erhalten. Um aus der Fülle der neuen Aspekte ein Beispiel herauszugreifen: Mühlhausen schildert detailgetreu die Vorgeschichte der Reichsexekutive gegen Sachsen bis zum allerletzten Versuch Eberts (gegenüber Stresemann) durch einen erneuten Vermittlungsversuch das militärische Vorgehen zu verhindern; er weist auf die politische Entscheidung Eberts hin, im demokratisch-rechtsstaatlichen Sinne den Reichskanzler (und nicht den Reichwehrminister Geßler) mit der Exekutive gegen die Sächsische Landesregierung beauftragt zu haben. Mühlhausen belegt im übrigen überzeugend, dass die Versuche des Generals Hans von Seeckt, ein Direktorium als kommissarische Diktatur im Jahre 1923 einzusetzen, am parlamentarisch-demokratischen Verständnis Eberts scheiterten. Es ist mithin ganz falsch, Ebert als Erfüllungsgehilfen republikfeindlicher Generale anzusehen; er hat vielmehr die schwierige Auseinandersetzung mit ihnen stets von neuem – trotz seiner maßlosen Enttäuschung über den Kapp-Putsch – in redlicher Weise und mit der Absicht, sie in die Republik mit zu nehmen, angenommen. Ebert verstand sich im Sinne der demokratischen Republik als Präsident des gesamten Volkes; maßgeblich wollte er zur Versöhnung der politisch gegnerischen Lager beitragen – ein schwieriges, nahezu aussichtsloses Unterfangen: die Ermordung Matthias Erzbergers und Walther Rathenaus trafen ihn ins Herz – und die Verleumdungen der Völkischen und Deutschnationalen, die im skandalösen Magdeburger Urteil ihren Höhepunkt fanden, in dem gerichtlich ein Landesverrat Eberts (wegen seiner Mitwirkung am Januarstreik 1918) festgestellt wurde, trafen mit ihm zugleich Demokratie und Republik, wie ihm bewusst war. Und doch hat Ebert – freilich nicht er allein; dies geht bei der Biographie ein wenig unter – erfolgreich und an maßgeblicher Stelle das neue Staatsgebilde über das schwierige Jahr 1923 hinüber gerettet und damit die Republik in ruhigere Fahrwasser geleitet. Die Demokratie hatte damit eine reale Chance gewonnen; ihr Ende im Jahre 1933 war zu diesem Zeitpunkt mitnichten vorgezeichnet. Mühlhausen hat die Fähigkeit, geschichtliche Vorgänge erzählen zu können, so dass sich die Biographie, die mit vielen noch wenig bzw. gar nicht bekannten Fotos ausgestattet ist, sehr gut liest. Zugleich wird mit diesem Buch die politische Geschichte der ersten Jahre der Weimarer Republik aus der Perspektive des Wirkens Friedrich Eberts kritisch dargestellt, mit unverkennbar großem Versehen der Motive und Handlungen Eberts, aber ohne Rechtfertigung und ohne parteiliche Voreingenommenheit. Die Biographie eignet sich daher auch zum Nachschlagen, wenn man sich über einzelne Felder der politischen Auseinandersetzung der frühen Jahre der Weimarer Republik unter dem Aspekt der präsidentialen Perspektive¹ informieren möchte. Mit dieser ungemein kenntnisreichen und vorbildlichen Studie liegt die längst fällige Würdigung der politischen Bedeutung Friedrich Eberts vor.

Kassel

Dietfried Krause-Vilmar

Thorsten ALBRECHT, Rainer ATZBACH: Elisabeth von Thüringen. Leben und Wirkung in Kunst und Kulturgeschichte. Petersberg: Imhof 2006, 120 S., ca. 100 Farbb., € 9,95 (ISBN: 3-86568-123-9)

Am Anfang ohne Einleitung und am Ende ohne Hinweis auf das Elisabethjahr der evangelischen Landeskirchen in Hessen und ihrer Diakonischen Werke wird hier eine Arbeit zum Leben der Hl. Elisabeth und zu ihren Darstellungen in der Kunst vorgelegt, gelegentlich eigenwillig in der sprachlichen Darstellung, aber mit einem gewichtigen Inhalt. Um es vorweg zu sagen: ich halte dies für eine der herausragenden Publikationen zum Elisabethjahr 2007, der Erinnerung an ihren 800 Jahre zurückliegenden Geburtstag.

Das Buch besteht aus zwei eigenständigen Beiträgen. ATZBACHS Darstellung zum Leben der Hl. Elisabeth zeichnet sich durch zwei Merkmale aus. Er erzählt ihr Leben nicht nur nach historischen, sondern auch nach archäologischen Quellen, und er rückt manche Legende in ebendieses Reich. Auch wenn die zeitgenössische Überlieferungsdichte absolut einzigartig in der Literaturgeschichte des Mittelalters ist, sind diese Darstellungen gleich-

wohl zu einem klar definierten Zweck angefertigt worden. Denn Konrad von Marburg verfolgte schon zu Lebzeiten der Elisabeth mit großer Konsequenz seinen Plan, aus ihr eine Heilige zu formen (S. 48). Elisabeth betrieb eine Umwandlung der Konventionen. Ihr Ehemann duldet ihre Essgewohnheiten und Einlassungen, er ertrug auch ihre Bußübungen. Aber nach seinem Tod wurde Elisabeth ihrem Hof suspekt. Ludwig hatte wohl geahnt, dass für die Zeit seiner Kreuzzugsteilnahme eine Regentschaft von Elisabeth eher von karitativen als von politischen Motiven geprägt gewesen wäre und aus Thüringen ein christliches Reich, aber zugleich ein großes Armenhaus gemacht hätte. Deshalb hatte er die Regentschaft auf Konrad von Marburg und seinen Bruder Heinrich Raspe übertragen (S. 29).

ATZBACH korrigiert nachvollziehbar mehrere Legenden um die Heilige: Das Rosenwunder fehlt in den frühen Lebensschilderungen Elisabeths, es bezieht sich wohl auch gar nicht auf sie, sondern auf die gleichnamige Elisabeth von Portugal (S. 26). Und die Verstoßung Elisabeths von der Wartburg gehört wohl zum festen Kanon christlicher Legenden, denn sie blieb Angehörige des Hochadels. Und die Weggabe ihrer Kinder erfolgte nicht in einer Notlage, sondern war standesgemäß – auch Elisabeth war als Kleinkind an einen fremden Hof entsandt worden. Die Kinder blieben im Unterschied zur Mutter voll in die hochadelige Sphäre integriert (S. 30 f.).

Für Marburg als Aufenthaltsort der Witwe – die letzte Lebensstation Elisabeths – sprach aus der Sicht des Thüringer Hofes die extreme Ranglage, aus seiner Sicht also ein geeigneter Ort für den künftigen Aufenthalt Elisabeths. Archäologische Grabungen wurden mehrfach im Umfeld der Marburger Elisabethkirche – an „Marburgs heiligstem Platz“ – durchgeführt, so in den Jahren 1971, 1997 und zuletzt 2006, mit Funden von mehreren Fachwerkhäusern aus dem frühen 13. Jh., die mit großer Wahrscheinlichkeit zu Elisabeths Gründung gehören (S. 41).

Ab S. 59 beschreibt ALBRECHT Darstellungen der Hl. Elisabeth in der Kunst. Nach einer kurzen Darstellung der Elisabeth-Verehrung nach ihrem Tod im Zusammenhang mit öffentlicher Aufbahrung, Errichtung einer kleinen Grabeskirche, Heiligsprechungsverfahren und Erhebung der Gebeine und Umbettung in einen Bleisarg werden die Darstellungstypen der Hl. Elisabeth erläutert: als jugendliche Fürstin in reicher höfischer Kleidung, als verheiratete Fürstin oder Witwe in schlichtem Kleid und Mantel mit verhülltem Kopf oder als Hospitalschwester im einfachen grauen Kleid. Ihre Attribute sind Buch, Zepter, Krone, zwei Kronen oder drei Kronen (für ihre Heiligkeit im Jungfrauen-, Ehe- und Witwenstand). Seit dem 14. Jh. sind ihr weitere Attribute zugeordnet (S. 67).

ALBRECHT behandelt dann drei verschiedene Sachverhalte: Die Lebenszyklen am Beispiel des Lübecker Elisabeth-Zyklus, des Wienhausener Elisabethteppichs und des Elisabethteppichs im Kloster St. Maienberg in Helmstedt. Die Darstellungen aus Lübeck, entstanden um 1440, sind die umfangreichsten und bedeutendsten ihrer Art. Sie nehmen mit 23 Abbildung seiner Tafeln und dazugehörigen Erläuterungen einen breiten Raum der Darstellung ein.

Bei der Elisabethkirche muß man sich in Erinnerung rufen, dass die Verehrung der Heiligen an zwei Orten in der Kirche stattfand, am Grab und am Hauptaltar mit dem Schrein. Als Elisabethdarstellungen sind insbesondere die an der Grabtumba, am Gitter im Mausoleum, in den Elisabethfenstern im Chor und am Elisabethschrein zu nennen.

Zu Recht weist Albrecht darauf hin, dass die Tradition der Elisabethdarstellungen auch im nachreformatorischen protestantischen Hessen lebendig blieb und auf die Pflege und Armenfürsorge bezogen wurde. Beispielhaft wird der 1542 angefertigte Philippstein in der Klosterkirche in Haina genannt. Dort wird Landgraf Philipp d. Gr. in die Tradition seiner Vorfahrin gestellt und damit die Verpflichtung betont, sich um die Armen im Lande zu kümmern.

Ulrich HUSSONG, Thomas T. MÜLLER (Hg.): Johann Wolf. Historiker des Eichsfeldes. Landesgeschichtsschreibung um 1800 (Beiträge aus den Archiven im Landkreis Eichsfeld 3). Duderstadt: Verlag Mecke Druck, 2005, 330 S., € 24, 90 (ISBN: 3-936617-29-5)

Der vorliegende Sammelband ist dem katholischen Historiker Johann Wolf (1743-1826) gewidmet. Wolf, ehemaliger Jesuit in Heiligenstadt, der nach der Auflösung des Ordens in Heiligenstadt als Lehrer arbeitete, bevor er als Kanoniker am Petersstift in Nörten mit einer Pfründe ausgestattet wurde, steht am Anfang einer von aufklärerischen Ideen beeinflussten eichsfeldischen Geschichtsschreibung. Sein Hauptwerk ist die 1792 und 1793 erschienene „Politische Geschichte des Eichsfeldes. Die größte Bedeutung erlangte Wolf dadurch, dass er in seinen Arbeiten Urkunden und Akten edierte, die heute verloren sind. Wolf war in seiner Zeit kein bedeutender, rezeptionswirksamer Gelehrter, seine Arbeiten wirkten kaum über das Eichsfeld hinaus.

Den Anfang des Sammelbandes macht Peter AUFGEBAUER mit einem Überblick über Wolfs Biographie, worauf eine Liste der Vorfahren Wolfs von Ewald J. Frankenberg folgt. Die Zusammenarbeit zwischen Johann Wolf und Johann Georg Lingemann, 1805-1830 Direktor des Gymnasiums in Heiligenstadt, der die Werke Wolfs illustrierte, steht im Mittelpunkt des Beitrages von Wolfgang Friese.

Ulrich HUSSONG gibt einen Einblick in die Überlieferung des Stadtarchivs Duderstadt, in dem Wolf arbeitete. Paul Lauerwald berichtet über Wolf und seine numismatischen Arbeiten. Die These, dass Wolf ein fortschrittlicher Historiker gewesen sei, weil er eine bisher vernachlässigte Quellengattung genutzt habe, verkennt, dass Münzen spätestens seit der Zeit um 1500 eine viel genutzte Quellen waren. Ein Blick auf die frühneuzeitliche numismatische Literatur hätte dem Verf. geholfen.

Thomas T. MÜLLER referiert über die Arbeiten Wolfs zum Bauernkrieg. Der Verf. zert den aufgeklärten Jesuiten vor den Richterstuhl des Historikers, indem er die Frage stellt, ob in der Frage der Unparteilichkeit, die Wolf als Anspruch immer wieder formulierte, „die Realität dem Anspruch genügen konnte“. Das ist im eigentlichen Sinne Ideologiekritik. Nicht nur verkennt der Autor den topologischen Charakter von Unparteilichkeitsformulierungen, die im übrigen nicht spezifisch aufklärerisch sind, sondern so alt wie die Geschichtsschreibung selbst, sondern stellt sich auch eine unhistorische, letztlich naive und anachronistische Frage, indem er seinen Wahrheitsbegriff auf vergangene Epochen anwendet.

Ulrich HUSSONG behandelt in drei Beiträgen Wolf als Historiker. Darüber hinaus berichtet er über die Beziehung zwischen Wolf und dem preußischen Staatsminister Karl August von Hardenberg, für den der ehemalige Jesuit eine Familiengeschichte schrieb, sowie über die Rezensionen der Bücher von Wolf in den Göttinger und Erfurter gelehrten Anzeigen, die durchweg recht positiv waren.

Dem darstellenden Teil folgen Aufsätze mit Editionen und bibliographischen Informationen: eine Urkunde über eine Stiftung Wolfs für Arme, das Testament Wolfs sowie zwei faksimilierte Aufsätze Wolfs aus der Zeitschrift „Hercynisches Archiv“ von 1805.

Peter ANHALT widmet sich der Heldenverehrung und berichtet über Denkmäler und Feiern, die an Wolf erinnern. Es ist interessant zu sehen, wie von bestimmten Gruppen versucht wurde und wird, in Wolf eine Zentralfigur eines eichsfeldischen Eigenbewusstseins zu konstituieren. Vor dem Hintergrund, dass das Eichsfeld seit dem 17. Jahrhundert eine Sonderstellung besaß, hätte der Verf. mehr als eine beschreibende Zusammenstellung vorlegen können. Die Aussage, dass „die meisten Eichsfelder“ den Namen Wolfs mit „Vater der eichsfeldischen Heimatgeschichte“ oder „Vater der eichsfeldischen Heimatgeschichtsschreibung“ verbinden, scheint doch etwas gewagt. (212) Die meisten Eichsfelderinnen und Eichsfelder kennen Wolf wahrscheinlich gar nicht. Der Verf. lässt einen Autor mit seinen

Beiträgen zu Wolf „gegen die Passivität der Zeitgenossen“ kämpfen. Auch im katholischen Eichsfeld sollte man die sprichwörtliche Kirche im Dorf lassen.

Thomas T. MÜLLER und Anja SEEBOTH sammelten die Literatur zu Wolf. Tomas T. Müller stellte eine Bibliographie der Schriften Wolfs zusammen.

Sehr häufig fällt der Begriff Wissenschaft, um das Werk Wolfs als bedeutend zu charakterisieren, ohne dass über diesen zentralen Begriff reflektiert wird. Wissenschaft beginnt aber nicht im 18. Jahrhundert, sie ist in jeder Epoche unter den Gegebenheiten der Zeit ein rationalisiertes Verfahren der Wissensschöpfung. Um es mit Kant zu sagen: Wissenschaft ist nicht eine Status, sondern ein Denkstil. Den meisten Beiträgen fehlt neben der theoretischen Durchdringung des Themas auch eine gewisse Kontextgebundenheit, die für Urteile unerlässlich ist. Mag Wolf wissenschaftlich auf der Höhe der Zeit gestanden haben, so dieser Sammelband sicherlich nicht.

Gotha

Thomas Fuchs

Harald STORZ: Als aufgeklärter Israelit wohlthätig wirken. Der jüdische Arzt Philipp Wolfers (1796-1832) (Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen 46). Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2005, 256 S., 18 Abb., € 24,00 (ISBN: 3-89534-546-6)

Der angehende Mediziner Philipp Wolfers wollte im Jahre 1820 sich nicht wie andere assimilierte Juden taufen lassen, sondern „als aufgeklärter Israelit wohlthätig wirken“. Er stammte aus Diepenau bei Minden, ein Ort, in dem sich auch eine jüdische Familie aus dem hessischen Wanfried niedergelassen hatte. Die hier vorzustellende Biographie ist jedoch nicht nur aus diesem Grunde für die hessische Landesgeschichte interessant, vielmehr zeigt sie beispielhaft, welche Erkenntnismöglichkeiten Regionalstudien im Hinblick auf die bislang wenig erforschte jüdischen Geschichte besitzen. Harald Storz, der ein breites Spektrum von Archivquellen herangezogen hat, erläutert die engen familiären Zusammenhänge der jüdischen Bevölkerung auf dem Land, verweist aber auch auf die ganz individuellen Entwicklungsmöglichkeiten Wolfers. Er besuchte das Gymnasium in Bückeberg mit naturwissenschaftlichem Schwerpunkt, studierte dann am Collegium chirurgicum in Celle, um schließlich in Göttingen das Medizinstudium mit der Promotion abzuschließen. 1821 wurde er nach Ablegung des Staatsexamens im Königreich Hannover als Arzt zugelassen und konnte sich, für jüdische Mediziner damals keineswegs selbstverständlich, in Lemförde nahe seinem Heimatort als praktischer Arzt (allerdings mit Einschränkungen, d. h. ohne die einträglichen Bereiche Geburtshilfe und Chirurgie) niederlassen. Fortan trat Wolfers neben der Praxis an diesem Ort äußerst engagiert für soziale Verbesserungen ein, gründete u. a. eine Krankenarmenanstalt und widmete sich besonders der medizinisch-naturwissenschaftlichen Volksaufklärung (Pockenschutzimpfung, Choleravorsorge). Dazu wurde er auch publizistisch tätig. Kurz vor seinem frühen Tod durch Typhus zog Wolfers aus finanziellen Gründen in das größere Städtchen Nienburg um, wo er auch als Chirurg und Geburtshelfer wirken konnte. Eine Stelle als Amtsarzt blieb dem Juden jedoch zeitlebens verwehrt.

Das gut lesbare Buch kann zu Lektüre empfohlen werden. Es ist zu hoffen, dass weitere derartige Biographien folgen werden.

Kassel

Christina Vanja

Magret LEMBERG: Marianne vom Stein und das Stift Wallenstein in Homberg (Efze) und Fulda (VHKH 66), Marburg: N.G. Elwert 2007, 377 S., € 36,00 (ISBN: 978-3-7708-1302-5)

Neben den Bestandsflugschiffen im Staatsarchiv Marburg – man denke nur an die preußische Regierung Kassel oder die Landratsämter, oft benutzt und oft zitiert – verstecken sich

hier und da zunächst unscheinbare Bestände, unbeachtet, unbearbeitet und scheinbar unbedeutend. Solche Bestände finden sich oft unter der Kennung Familienarchive, Nachlässe und Stiftsarchive. Selbst Archivare zögern, diese Bestände zu bearbeiten, handelt es sich doch häufig um ungeordnete und schwierig zu lesende Akten, denn es liegen eben keine Behördenakten vor, die schon durch eine Registratur oder einen Aktenplan geordnet wurden. Um so verdienstvoller, daß sich die Autorin aufgemacht hat, den bisher unbearbeiteten Bestand 303 Stift Wallenstein auszuwerten und damit diesen Schatz für die hessische Landesgeschichte zu heben.

Denn die Geschichte des im Jahr 1783 eingerichteten Stifts Wallenstein ist ebenso bemerkenswert wie interessant, gab es doch seit der Aufhebung der Stifte und Klöster in Hessen durch Landgraf Philipp den Großmütigen, mit Ausnahme der Ritterschaftlichen Stifte Kaufungen und Wetter, keine Stifte mehr. Außerdem hat das Stift Wallenstein mehrere Zäsuren der Geschichte, u. a. das Königreich Westphalen sowie den ersten und zweiten Weltkrieg, überstanden und bietet so die Möglichkeit, Kontinuität und Wandel in der hessischen Landesgeschichte anhand der Stiftsgeschichte nachzuvollziehen.

Das Stift Wallenstein wurde 1759 durch Marie Amalie von Schlitz, gen. von Görtz, geb. von Wallenstein gegründet. Sie verfügte über ein großes Vermögen, war doch wenige Jahre zuvor mit ihrem Bruder die Familie von Wallenstein im Mannesstamm ausgestorben und das Lehen an Hessen heimgefallen, wobei sie als Allodialerbin umfangreich abgefunden wurde. Marie Amalie bestimmte in ihrem Testament die Aufrichtung eines freiadeligen geistlichen Stifts für adelige Damen der lutherischen und reformierten Konfession. Die Institution sollte durch eine Äbtissin geleitet werden, auch war ein Stiftsdirektor zu bestellen. Das Stift sollte vier bis sechs Kanonissen aufnehmen, die sich jeweils mit 1000 Gulden einzuschreiben hatten und eine Präbende von 300 Gulden bekamen. Die Einsetzung erfolgte 1783, nicht nur der Kaiser hat die Einrichtung wohlwollend begleitet, auch die Landgrafschaft Hessen-Kassel stattete das Stift schließlich mit umfangreichen Privilegien aus, u. a. erhielt die Äbtissin am landgräflichen Hof den Rang erster Klasse.

Die turbulente Geschichte des Stifts Wallenstein in westphälischer Zeit verbindet sich mit der Lebensgeschichte der Stiftsdame Marianne vom Stein, einer Schwester des preußischen Staatsministers und Reformers Karl Freiherr vom Stein, der von 1801-1804 auch Stiftsdirektor war. Weil Marianne vom Stein Wilhelm von Dörnberg Geld für die Flucht nach Böhmen geliehen hatte, geriet das Stift 1809 in Verdacht, den Dörnberg-Aufstand gegen die Franzosen ideell und finanziell unterstützt zu haben. Das Vermögen wurde beschlagnahmt, Marianne vom Stein verhaftet und nach Paris gebracht, nur mit einer hohen Bestechungssumme gelang es, sie vor der Einweisung in das berühmte Frauengefängnis Salpêtrière zu bewahren. Wenn auch die verhafteten Stiftsdamen die Freiheit wiedererlangten, so stand die Institution bis zum Ende des Königreichs Westphalen 1813 unter Zwangsverwaltung, selbst das Siegel wurde beschlagnahmt und war später nicht mehr auffindbar. Im Jahr 1814 wurde das Stift durch Kurfürst Wilhelm I. wiederhergestellt und die zweckwidrige Verwendung der Einkünfte untersagt, doch blieb ein Verlust aus den Jahren 1809 bis 1813 von 222.000 Rtlr., der weder von Kurhessen als Nachfolgestaat des Königreichs Westphalen noch von Frankreich restituiert wurde. Marianne vom Stein selbst kehrte nicht nur nach Homburg zurück, sondern war auch von 1823 bis 1831 Äbtissin.

Das Stift Wallenstein wurde schließlich ab 1832 in Fulda zu einer konstanten Institution der Kulturpflege und der evangelischen Sozialarbeit, trotz der finanziellen Krisen in den 60er und 70iger Jahren des 19. Jahrhunderts und in der Inflationszeit nach dem 1. Weltkrieg. Auch nach dem 2. Weltkrieg nahm die Äbtissin Thekla von Holleben kinderreiche Familien auf, so daß zeitweise mehr als 60 Personen in den Gebäuden wohnten. Allerdings wurde die Einrichtung zunehmend von „Nachwuchssorgen“ geplagt, da Gründungszweck und Wohnbedingungen nicht mehr modernen Lebensplanungen entsprachen, so daß heute das Stift Wallenstein

nicht mehr eigenständig besteht, nachdem es 1992 dem Ritterschaftlichen Stift Kaufungen inkorporiert wurde. Der Autorin verbleibt das Verdienst, die bemerkenswerte Geschichte dieser Institution geschrieben und so vor dem Vergessen bewahrt zu haben.

Marburg

Steffen Arndt

Massimo FERRARI: Ernst Cassirer. Stationen einer philosophischen Biographie. (Cassirer-Forschungen 11) Hamburg: Felix Meiner Verlag 2003, 366 S. (ISBN: 3-7873-1636-1)

Cassirer, 1874 in Breslau geboren und in einer großbürgerlichen jüdischen Kaufmannsfamilie sozial, nicht aber religiös geprägt, erfuhr wissenschaftliche und intellektuelle Anregungen während des Studiums der Germanischen Philologie, der Deutschen Literaturgeschichte, der Mathematik und der Philosophie an den Universitäten Berlin, Heidelberg, München und Marburg. In Marburg promovierte er bei Hermann Cohen; seine von Cohen unterstützten Bemühungen um Habilitation scheiterten zunächst, und erst 1906 konnte sich Cassirer auf Intervention Diltheys hin habilitieren. Diese Verzögerung der akademischen Karriere ist mehrfach seiner Herkunft aus der „streitbaren Marburger Schule“ angelastet worden, doch haben die Arbeiten von Ulrich Sieg (Aufstieg und Niedergang des Marburger Neukantianismus, Würzburg 1994) und Barbara Vogel (in dem von Dorothea Frede und Reinold Schmücker hrsg. Sammelband zu Werk und Wirkung 1997) gezeigt, dass dieses Verdikt im Kontext eines subtilen akademischen Antisemitismus verstanden werden muss und dass vor allem Cohen als bekennender Jude heftig auf Diskriminierungen reagierte. Cassirer, der ihm von Berlin aus in einem antisemitischen Angriff durch den Jenaer Philosophen Bruno Bauch zur Seite stand und eine (damals nicht gedruckte, von Sieg erst 1991 aus dem Nachlass veröffentlichte) Erwiderung für die „Kant-Studien“ formulierte („Zum Begriff der Nation“), erhielt erst 1919 ein Ordinariat an der Universität Hamburg.

Mit dem cultural turn in den Geistes- und Sozialwissenschaften haben die Arbeiten Cassirers Aktualität erfahren; die Werke liegen inzwischen vor (gesammelt in 26 Bänden der Hamburger Ausgabe: F. Meiner Verlag, ausgewählt in Neuauflagen von WBG-Editionen), und auch die Cassirer-Forschungen sind mit der hier vorgestellten Studie bereits auf 11 Bände angewachsen. Massimo Ferrari hat sich den hochkomplexen Cassirerschen Betrachtungsweisen der vom Menschen konstruierten Welt, der Sprache, der Kunst, des Mythos und der Wissenschaft in einer Auseinandersetzung mit den jeweiligen Kontexten der Themen, der Perspektiven und Reflexionen zugewandt, den biographischen Stationen, die sich widerspiegeln (Ferrari verwendet elegant Cassirers Motto zum Hamburger Ästhetikkongress 1930, in dem er Goethes Metapher der wiederholten Spiegelungen zitierte) in den zehn thematischen Kapiteln des Buches.

Es ist das große Verdienst Ferraris, aus dem jeweiligen biographischen Kontext heraus, aus den Diskursen, Konflikten, Anregungen, aus den sozialen Kontakten und den politischen Umständen heraus die Cassirerschen Entwürfe zu sehen und zu verstehen. Bei aller Notwendigkeit, die Schwächen der Cassirerschen Theorie heute kritisch zu betrachten, seine Verhaftung in der klassischen philosophischen Tradition trotz aller Öffnung für die zeitgenössisch höchst diskursiv einsetzende ethnologische Literatur zu bedenken, muss die gewaltige Leistung anerkannt werden, die bereits von Kant eingeleitete semiotische und epistemologische Wende konsequent weitergedacht und weiterentwickelt zu haben. In diesem Entwicklungsprozess haben günstige wie widrige Umstände seines wissenschaftlichen Arbeitens, haben Anregung und Auseinandersetzung im akademischen Umfeld, haben die Reflexionen der politischen Zäsuren im Deutschland des 20. Jahrhunderts bis hin zu den immer stärker werdenden Zweifeln an der Stabilität der menschlichen Kultur (in ‚The Myth of the State‘, 1946) ganz entscheidend eingewirkt. Ferrari hat dies klar erkannt und konsequent Werk und Wirken in den biographischen Stationen des Gelehrten verortet. Damit ist

seine Arbeit nicht allein eine wichtige Grundlage zum Verständnis der Cassirerschen Philosophie, sondern auch unverzichtbarer Beitrag zur Marburger Wissenschaftsgeschichte (und eben nicht nur der Philosophie), aus deren Anregungen noch die späten Theorien Cassirers zu den symbolischen Formen und den Möglichkeitsbedingungen der Kultur schöpfen.

Marburg

Siegfried Becker

Judentum, Kirchengeschichte

Alfred SCHNEIDER: Die jüdischen Familien im ehemaligen Kreise Kirchhain. Beiträge zur Geschichte und Genealogie der jüdischen Familien im Ostteil des heutigen Landkreises Marburg-Biedenkopf in Hessen, hg. vom Museum, Amöneburg: Eigenverlag 2006, 380 S., € 45,00

Mit seiner Arbeit über die jüdischen Familien im ehemaligen Kreis Kirchhain hat Dr. Alfred Schneider einen weiteren wichtigen Beitrag zur Erforschung der jüdischen Geschichte in einer Region geliefert, der in mehrfacher Hinsicht interessant ist. Das 380 Seiten umfassende Buch ist das Ergebnis jahrzehntelanger intensiver Arbeit und Nachforschungen. Ein wesentlicher Schwerpunkt ist dabei sicherlich die Familiengeschichte. Umfassende Genealogien jüdischer Familien aus 17 Orten des ehemaligen Kreises Kirchhain geben einen Einblick in das Leben jüdischer Gemeinden in den letzten Jahrhunderten und bieten aktuell auch eine wichtige Grundlage für familiengeschichtlichen Recherchen. Dabei sind Querverweise und Verbindungen von Familien zu mehreren Orten von großem Nutzen. Das zunehmende Interesse von Nachfahren jüdischer Familien an der Geschichte ihrer Vorfahren in den letzten Jahren rechtfertigt Publikationen, wie sie Alfred Schneider vorgelegt hat. Sie ermöglichen nicht nur familienkundliche Nachforschungen, sondern sie können auch zu einem wechselseitigen Dialog und Erfahrungsaustausch zwischen regionalgeschichtlich Forschenden hier und Angehörigen jüdischer Familien in aller Welt führen. Gleichzeitig sind solche Arbeiten aber auch ein wichtiger Beitrag, um die Erinnerung an jüdische Familien und Gemeinden in Deutschland wach zu halten, denn diese sind über Jahrhunderte ein Bestandteil unserer Geschichte gewesen.

Neben den sorgfältig und umfassend recherchierten genealogischen Teilen seiner Arbeit informiert der Verfasser auch über die historische Entwicklung der einzelnen Orte im ehemaligen Kreis Kirchhain, der als Verwaltungseinheit von 1821–1932 bestand, sowie über die Geschichte der jüdischen Gemeinden und über ihre Einrichtungen, wie Synagogen, Schulen und Friedhöfe. Ergänzt werden die einzelnen Kapitel des Buches durch Beilagen und Dokumente, wie Heiratsverträge, Verzeichnisse jüdischen Hausbesitzes, Einwohnerlisten und zeitgenössische Berichte. Damit ist die Arbeit von Alfred Schmidt nicht nur eine familiengeschichtliche Zusammenstellung, sondern informiert auch über allgemeine Geschichte der 17 Orte aus dem Altkreis Kirchhain und deren jüdischen Gemeinden und dürfte so für einen größeren Leserkreis von Interesse sein.

In dieser Arbeit stecken jahrzehntelange Recherchen und Ausarbeitungen, intensive Archivstudien, aber auch zahlreiche Kontakte zu jüdischen Familien rund um die Welt, die früher einmal hier in der Region gelebt habe. Letzteres ist sicherlich mit Erfahrungen verbunden, die sich nicht nur in dem vorliegenden Buch niederschlagen, sondern aus denen auch, wie der Verfasser selbst in der Einleitung schreibt, persönliche Bindungen und Freundschaften entstanden sind. Damit steht Alfred Schneider nicht alleine, wenn man sich die zahlreichen Publikationen über jüdische Gemeinden und Familien in verschiedenen Regionen ansieht, die in den letzten Jahren erschienen sind. Diese oft auf einzelne Orte oder bestimmte Regionen begrenzten Arbeiten geben insgesamt inzwischen ein umfassendes und oft sehr detailliertes Bild jüdischen Lebens und jüdischer Geschichte wieder und zeigen, verbunden mit Initiativen und

Arbeitsgruppen zur Geschichte jüdischer Gemeinden, dass dieses Thema nach wie vor interessant und lebendig ist.

So umfassend und gründlich recherchiert das Buch von Alfred Schneider auch ist, so wird die Arbeit daran nicht abgeschlossen sein, sondern den Verfasser auch in den nächsten Jahren und Jahrzehnten beschäftigen. Denn immer wieder tauchen bei Recherchen, Anfragen und Kontakten zu Angehörigen und Nachfahren jüdischer Familien neue Informationen und weitere Namen auf, die dazu führen, dass dieses Buch – wie viele andere dieser Art auch – ständig fortgeschrieben wird und vielleicht in einer erweiterten zweiten Auflage ebenso großes Interesse findet wie die erste Auflage. Dabei wäre auch an eine digitalisierte Form und eine Veröffentlichung im Internet zu denken, um die Arbeit damit einem größeren Leserkreis rund um die Welt anzubieten und einen weiteren Erfahrungsaustausch zu ermöglichen.

Melsungen

Hans-Peter Klein

Johannes GRÖTECKE: Spurensuche. Ein Rundgang über den jüdischen Friedhof in Bad Wildungen. Bad Wildungen: Eigenverlag 2003, 29 S., 27 Abb. farb. u. sw. Bezugsadresse: Johannes Grötecke, Breslauer Straße 32, 34537 Bad Wildungen oder johannes.groetcke@gmx.de

Das ansprechend gestaltete Heft erhebt nicht den Anspruch einer Gesamtdokumentation, wie sie die Inventarisationsprojekte der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen seit 1980 aufgenommen haben; 2001 konnte daraus ein vorzüglicher Dokumentationsband zu dem mit 2124 erhaltenen Grabsteinen größten jüdischen Landfriedhof in Hessen, dem Friedhof in Alsbach an der Bergstraße, vorgelegt werden, und inzwischen liegt als Band 21 der Kommissionsreihe die mit 592 Seiten außerordentlich umfangreiche Dokumentation zum Jüdischen Friedhof in Hanau vor. Grötecke geht es nicht um eine Gesamterfassung, sondern um eine Handreichung für einen Rundgang über den Wildunger jüdischen Friedhof, die erste Informationen und Zugänge vermittelt. Als Lehrer in Homberg/Efze sensibilisiert für die pädagogische Aufgabe einer Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Holocaust, ausgebildet durch ein Studium der Geschichte und Politikwissenschaft, hat er bereits Veröffentlichungen zur jüdischen Gemeinde und zur NS-Geschichte Wildungens vorgelegt. Daraus wird das Anliegen entstanden sein, eine breitere Öffentlichkeit zur Spurensuche in Wildungen einzuladen, die auf dem Friedhof als einem der wenigen Überreste jüdischer Geschichte in der Stadt erhalten ist. Die Einladung wird im Heft konsequent durch die direkte Anrede an interessierte Leserinnen und Leser umgesetzt, und sie werden so mitgenommen auf dem Gang durch die Geschichte der Gemeinde und ihrer Verfolgung, aufgezeigt an konkreten Objekten, an den Grabsteinen und den Menschen, zu deren Gedenken sie gesetzt wurden, an dem Koffer, mit dem Selma Hammerschlag aus Theresienstadt nach Wildungen zurückkehrte, an Straßennamen, die an Familien erinnern. Das Heft ist lesbar geschrieben und ansprechend gestaltet; es sollte in vielen anderen Kommunen das Bewusstsein um die Notwendigkeit der Vermittlung lokaler Spurensuche schärfen und zu ähnlichen Projekten anregen, die nicht nur in Eigeninitiative, sondern in kommunaler Verantwortung entstehen müssten.

Marburg

Siegfried Becker

Der jüdische Friedhof zu Hanau (Schriften der Kommission für Geschichte der Juden in Hessen, Bd. XXI = Hanauer Geschichtsblätter 42). Wiesbaden: Kommission für Geschichte der Juden in Hessen 2005, 592 S., zahlr. Abb., € 39,00 (ISBN: 3-921434-25-4)

Die Lektüre dieses Buches besticht wegen der Fülle an Einzelheiten über die jüdische Friedhofskultur nicht nur Hanaus, sondern auch für die Allgemeinheit.

Die Geschichte des Friedhofs ist zugleich die Geschichte des Schicksals der jüdischen Gemeinde in dieser Stadt. Wie vielerorts war die erste Gemeinde 1349 untergegangen.

Synagoge und Friedhof wurden zerstört und zweckentfremdet genutzt. Erst ab 1603 gab es wieder eine Gemeinde. Weitab von der Stadt im Nordosten im Überschwemmungsgebiet der Kinzig entstand auch ein neuer Friedhof. Im Laufe der Jahrhunderte wurde das Gebiet in die Stadt einbezogen. Heute liegt er mitten an einer verkehrsreichen Straße, Mühltorweg. Gegenüber liegt das Stadtkrankenhaus. Im Dritten Reich war das Friedhofsgelände von der Stadt vereinnahmt worden, selbstverständlich ohne Entgelt. Noch 1972 wollte die Stadt trotz der Vor- und Nachkriegsereignisse das Gelände zur Erweiterung des Krankenhauses nutzen und überbauen. Erstaunlich die kulturelle Unkenntnis! Dank der jetzigen Aufarbeitung des Hintergrundes über Leben und Sterben der einstigen jüdischen Gemeinde dürfte die Sensibilität wachsen. Nach hebräischem Glauben ruht der Tote ewig. Seine Seele hat sich zwar vom Körper getrennt, aber sie hält weiterhin Zwiesprache mit ihm, auch wenn der Körper verwest. Besonders intensiv geschieht dies am Sabbat. Deshalb soll dann der Friedhof gemieden werden. Er ist das „Haus der Ewigkeit“ (Beth-olim). Ein Grabmal wird nach dem 1. Todestag gesetzt. Seine Form, sein Schmuck, seine Beschriftung, dokumentiert durch ausgezeichnete fotografische Abbildungen und Übersetzungen aus dem Hebräischen, nimmt zwei Drittel des Buches ein. Wir erfahren, dass früher Hausmarken statt Nummern an den Häusern auch in der Judengasse verwendet wurden. Sie wurden später zu Familiennamen, wie Bär, Taube und anderes mehr. Von diesen Hausnamen sind vor der Einführung der Hausnummern bis Ende des 18. Jahrhunderts viele auf den Grabsteinen abgebildet. Vergleiche zu christlichen Grabsteinen um diese Zeit sind selten möglich, da die Ruhezeiten dort nicht gegeben ist. Es gibt keine „Ewigkeit“. Der Text auf den Grabmalen, der ausführlich den familiären Ursprung des Verstorbenen und sein Verhalten im vergangenen Leben auflistet, kann trotz tiefer Einritzung verwittern. Erstaunlicherweise fand ausgerechnet sich in Jerusalem, durch alle Wirrnisse des letzten Jahrhunderts gerettet, ein Memorbuch von ca.1601 bis 1925 mit den Daten der Verstorbenen. Mit Hilfe dieser Art eines Grabregisters konnte der jüdische Gelehrte NAFTALI BAR GIORA BAMBERGER sel. A.(1919-2000) viele Inschriften transkribieren und übersetzen und die durch starke Verwitterungsschäden verlorenen Textteile ergänzen. Christa Wiesner hat das Memorbuch untersucht, das Grundmuster der Grabtexte erläutert und anhängig an der Untersuchung der erhaltenen Grabsteine eine Liste mit Erläuterungen der häufig verwendeten Formeln und Abkürzungen gegeben. Solche Liste ist für die Interpretation äußerst wichtig, da die Steinmetze mit den hebräischen Buchstaben wenig vertraut waren. Der beigelegte Plan über das Areal zeigt, dass die jüdische Gemeinde seit dem 19. Jahrhundert in Reihen ihre Gräber anlegte wie auf christlichen Friedhöfen, eine Folge gesundheitspolizeilicher Maßnahmen.

Ein Witz der Geschichte ist es, dass trotz der Wirren der letzten Zeit der jüdische Friedhof in Hanau, jetzt wo die dritte Phase der jüdischen Gemeinde beginnt, alle christlichen Friedhöfe „überlebt“ hat.

Das Werk ist wegen seiner Ausführlichkeit im Wissen und der Dokumentation hoch zu loben. Dank sei dem Hanauer Geschichtsverein und allen, die sich dran beteiligt haben, für das Engagement, eine alte Kultur wieder bewusst zumachen.

Marburg

Barbara Rumpf-Lehmann

Paulgerhard LOHMANN: Jüdische Mitbürger in Fritzlar 1933-1949. Norderstedt: Books on Demand 2006, 116 S., € 12,00 (ISBN: 3-8334-4417-7)

Bei der hier anzuzeigenden Veröffentlichung handelt es sich um die Überarbeitung und Ergänzung des 13. und 14. Kapitels der umfangreichen Untersuchung desselben Verfassers, die 2002 unter dem Titel „Hier waren wir zu Hause, die Geschichte der Juden von Fritzlar 1096-2000“ im Kontext der allgemeinen Geschichte der deutschen Juden erschienen ist. Dort sind auch die Quellen- und Literaturnachweise zu finden. Das bedeutet, dass bei der

Lektüre des Bandes auf das erwähnte Hauptwerk Paulgerhard Lohmanns zurückgegriffen werden muss. Diese Mühe nimmt man indes gern auf sich, wenn man die Fülle der vom Verfasser vermittelten Informationen über das Schicksal der Fritzlarer Juden unter der Schreckensherrschaft der Nationalsozialisten in Betracht zieht, die zumeist unbekannt sind.

Die Publikation vermittelt für jedes Jahr des Dritten Reiches wichtige offizielle Verlautbarungen und Gesetze zur NS-Judenpolitik in chronologischer Abfolge und deren verheerende Auswirkung auf die jüdischen Bewohner der nordhessischen Kleinstadt Fritzlar. Die Zuordnung aufeinanderfolgender Jahre zu bestimmten Zeitphasen macht die ständige Verschärfung der Schritte der nationalsozialistischen Machthaber gegen die Juden deutlich. So fasst Lohmann die Anfangsjahre 1933 und 1934 zur Phase „Beschränkung der Verdienstmöglichkeiten und Drängen zur Auswanderung“ zusammen. Daran schließt sich das vom Erlass der Nürnberger Rassegesetze geprägte Jahr 1935 als zweite Phase sinnvoll an. Der die Jahre 1936 und 1937 umfassende dritte Zeitabschnitt ist vom „Drängen zur Aufgabe der Geschäfte und der Verteuerung der Auswanderung“ bestimmt. Die Pogromnacht vom 8./9. November 1938 war der Auftakt zur erneuten Verschärfung der Maßnahmen gegen die nun völlig entrechteten Juden, die immer mehr in Lebensgefahr gerieten und sich dem gegen sie gerichteten Terror nur durch Geschäftsaufgabe und Auswanderung unter Hinterlassung ihrer Vermögenswerte entziehen konnten. Mit der die Jahre 1941-1945 umfassenden 5. Phase „Deportation, Zwangsarbeit und Massenmord“ war die endgültige Auslöschung des Judentums nicht nur in Deutschland, sondern auch in allen der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft unterworfenen europäischen Ländern besiegelt. Mit der Behandlung der Zeit des Übergangs von 1945-1949, in der nur wenige jüdische Rückwanderer, die den Holocaust überlebt hatten, nach Deutschland kamen, klingt die Untersuchung aus. Bei der Volkszählung im Dezember 1949 wurden in Fritzlar nur noch sieben Personen jüdischen Glaubens gezählt.

Von besonderem Interesse sind die detaillierten Angaben über die jüdischen Fritzlarer Bürger. Bereits seit März 1933 mussten diese erhebliche Einschränkungen und Übergriffe durch Geschäftsschließungen, Praxisverbote, die Schließung der jüdischen Schule und Gewalttaten an Leib und Leben erdulden. Die zunehmenden Diskriminierungen führten zu Emigrationen ins Ausland, vor allem in die USA und nach Israel. Insgesamt 10 Fritzlarer Juden verließen schon in diesem Jahr ihre Heimat. Im Oktober 1933 waren von 4121 Zivilpersonen noch 106 jüdisch, d. h. knapp 2,6 Prozent der Gesamtbevölkerung. Das ständige Sinken des jüdischen Bevölkerungsanteils verdeutlichen folgende vom Verfasser erstellte Vergleichszahlen: 1934 – 2,28 Prozent, 1935 – 2,06 Prozent, 1936 – 1,4 Prozent, 1937 – 1,3 Prozent, 1938 – 0,93 Prozent, 1939 – 0,65 Prozent, 1940 – 0,47 Prozent, 1941 – 0,23 Prozent. Im September 1942 befand sich kein Jude mehr in Fritzlar. In den Zahlen und namentlichen Auflistungen, die das Buch in reichem Maß dokumentiert, spiegelt sich das Schicksal der Anfang 1933 noch 119 Mitglieder zählenden jüdischen Gemeinde der Domstadt wider. Erschütternde Zeugnisse der ständig wachsenden Pressionen sind die hier erfassten Aussagen von Betroffenen wie die der damaligen Schülerin Bertha Mannheimer, die glücklicherweise im September 1935 nach Amerika emigrieren konnte. Wie in anderen deutschen Städten, hinterließ auch die „Kristallnacht“ 1938 in Fritzlar ihre schrecklichen Spuren. Ihr fiel nicht nur die Synagoge zum Opfer, die wenige Wochen danach von der Stadtverwaltung abgerissen wurde, auch Einrichtungen von Geschäften und Wohnungen wurden zerschlagen, wobei die Nazis am schlimmsten im Textilgeschäft von Moses Lisauer in der Gießener Straße hausten. Auch drohte ein Gewalttäter, das wenige Wochen alte Baby Bernd Löwenstein vor den Augen der Eltern aus dem Fenster zu werfen. Nicht nur die wenigen in Fritzlar verbliebenen Juden wurden nach 1940 in den Osten deportiert und in den Vernichtungslagern umgebracht, dieses Schicksal traf auch die zuvor ins Ausland emigrierten Personen wie die Eheleute Ludwig und Herta Mansbach, die in den Niederlan-

den in die Hand der deutschen Okkupanten geraten waren. Einige Fritzlarer Juden wurden auch von Kassel aus oder über die Zwischenstation des Arbeitslagers Breitenau, das beschönigend „Landesarbeitsanstalt und Landfürsorgeheim“ genannt wurde, in die Vernichtungslager transportiert.

Der besondere Wert der Veröffentlichung liegt in dem umfassend ausgewerteten und präsentierten statistischen Material, das übersichtlich gegliedert und in zahlreichen Tabellen erfasst ist. Diese beziehen sich u. a. auf Emigrationen, Wegzüge und Verkäufe, Umzüge innerhalb Deutschlands, Sterbefälle, Betriebsaufgaben und jüdischen Grundbesitz. Ein Verzeichnis der Länder der Immigration weist nach, dass zwischen 1933 und 1941 34 Juden, die längere oder kürze Zeit in Fritzlar lebten, in den USA Aufnahme fanden. 11 emigrierten nach Israel, 8 in die Südafrikanische Union, 5 in die Niederlande, je 2 nach Argentinien und Großbritannien und je 1 nach China und Peru. In einer speziellen Liste sind 68 Opfer der Schoah erfasst, die zumeist über die Zwischenstationen Kassel, Frankfurt und Berlin nach Auschwitz, Theresienstadt, Riga, Treblinka und Sachsenhausen gelangten und dort bis auf wenige Ausnahmen, die in der Aufstellung vermerkt sind, ermordet wurden.

Es bleibt zu hoffen, dass dieser detailreichen Zusammenstellung und Analyse ähnlich ergiebige Untersuchungen zu den Juden in anderen Städten Nordhessens folgen werden.

Berlin

Stefan Hartmann

Elmar BROHL, u. a.: Die Synagoge in der Universitätsstraße (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur 78), Marburg: Rathaus-Verlag der Stadt Marburg 2003, 192 S., (ISBN: 3-923820-78-X)

Gemein ist allen Aufsätzen dieses Sammelbandes das Oberthema Marburger Synagoge, im Speziellen beschäftigen sie sich jedoch mit so unterschiedlichen Themen wie der Baugeschichte, dem Ablauf eines jüdischen Gottesdienstes oder den Geschehnissen um die Synagoge in der NS-Zeit.

Im mit vielen Plänen, Fotografien und Entwürfen anschaulich gestalteten Hauptteil seiner Abhandlung koppelt Elmar BROHL die Baugeschichte der Synagoge stets mit der allgemeinen Stellung des Judentums in der (deutschen) Gesellschaft rück und stellt so den städtischen Rahmen der Untersuchung in einen größeren Zusammenhang. Auf diese Weise liefert er detaillierte Angaben zur Vorgeschichte des Erwerbes des Grundstückes, dem ausführenden Architekten Wilhelm Spahr, der inneren und äußeren Ausgestaltung des Gotteshauses, der Baudurchführung, der Einweihungsfeier am 15. September 1897, der Synagoge zwischen 1897 und 1938 sowie der jüdischen Schule in Marburg.

Bevor sich die Marburger Geschichtswerkstatt mit dem Brand der Synagoge im November 1938 auseinandersetzt, beschreibt Sabine Naomi PISTOR in einem kurzen Abschnitt die Tradition und den Ablauf des jüdischen Gottesdienstes. Susanne FÜLBERTH, Barbara HÄNDLER-LACHMANN, Regine HOMMEL, Jürgen ROTH und Thomas WERTHER ergreifen in ihrem Aufsatz über den Brand der Marburger Synagoge dann Partei für die inzwischen auch in der historischen Forschung weitestgehend Konsens findenden These, der Pogrom vom 9. November 1938 sei keineswegs spontan, sondern vielmehr „wohlüberlegt und geplant“ abgelaufen. Wurde dem entsprechend die Strafverfolgung der Brandstifter in der NS-Zeit nicht weiter betrieben, so passt sich nach Auffassung der Geschichtswerkstatt das „recht sang- und klanglose Ende“ des Gerichtsverfahrens in der Nachkriegszeit dem nachlassenden Interesse an der Verfolgung nationalsozialistischer Verbrechen an. Auch wurde erst zu Beginn der 1960er Jahre von der Universität Marburg auf dem Gelände der ehemaligen Synagoge ein Gedenkstein errichtet.

Im vorletzten Beitrag untersucht Katrin RÜBENSTRUNK, von welcher Seite aus die Verhandlungen über das bereits im Oktober 1938 zur Disposition stehende Grundstück der

Synagoge initiiert worden waren. Dass diese Frage letztendlich offen bleiben muss, da weder eine jüdische noch universitäre Inangriffnahme als nachgewiesen angesehen werden kann, spielt für sie keine große Rolle, zeigt doch der Beitrag der Autorin, dass es in Marburg keines Pogroms mehr bedurft hätte, um die Synagoge aus dem Stadtbild zu löschen. Ebenso muss sich auch Martin KRAATZ im letzten Aufsatz der Ausgabe damit zufrieden geben, den Verbleib der Thorarollen der Marburger Synagoge nicht vollständig nachvollziehen zu können und auf eine spätere Klärung der damit verbundenen Fragen hoffen.

Marburg

Regina Maier

Peter HANDY, Karl-Heinz SCHMÖGER: Schmalkalden – Eine Stätte der Reformation. Rhino 2006, 88. S., 50 Abb., 14,95 € (ISBN: 3-939399-00-0)

Mit diesem Buch versuchen die beiden Autoren nach eigenem Bekunden ein Defizit auszugleichen. Ausgehend von der Feststellung, dass die späte oder Fürstenreformation in der DDR-Geschichtsschreibung abgewertet worden und aus den Geschichtsbüchern nahezu verschwunden sei, soll ihr Buch „das Wissen um die Rolle Schmalkaldens im Schmalkaldischen Bund hinaustragen und ein Beweis dafür sein, dass nationale Geschichte aus einer Vielzahl von ‚Bausteinen‘ besteht“ (S. 6). Das Buch richtet sich weniger an ein wissenschaftliches Fachpublikum als an den interessierten Laien. Zwar ist der Textteil mit Anmerkungen versehen, die – etwas gewöhnungsbedürftig – an den Außenrändern der Seiten platziert sind, es gibt ein Literaturverzeichnis, ein Personen- und ein Ortsregister sowie ein Glossar, doch schon die Vielzahl der teils farbigen, immer aber hochwertigen Abbildungen deutet darauf hin, dass ein breiteres Publikum angesprochen werden soll. Der Text ist im Wesentlichen beschreibend, selten analytisch und auf die Darstellung wissenschaftlicher Debatten wurde verzichtet. Zeitgenössische Zitate wurden in gesonderten Blöcken dem Text zur Seite gestellt. Diese Blöcke sind – eine hübsche Idee – durch die Lutherrose markiert. Insgesamt ist das Buch gut lesbar und bietet einen gelungenen Überblick über die politische Seite der Reformation zwischen 1525 und 1555. Bei diesem Titel überrascht es jedoch, dass man relativ wenig über Schmalkalden erfährt. Dieses Buch ist kein „Baustein“ einer größeren Geschichte, der durch die genaue Betrachtung des Einzelnen die Zusammenhänge des großen Ganzen erkennen lässt. Vielmehr stehen die Kapitel weitgehend unverbunden nebeneinander und während wir uns meistens auf der Ebene der Reichspolitik bewegen, wird nur punktuell der Blick auf Schmalkalden fokussiert. Nach einer kurzen Vorstellung der herrschaftlichen und wirtschaftlichen Lage Schmalkaldens werden anschließend die Bündnisbestrebungen der evangelischen Stände von 1525 bis 1537 geschildert. Erst auf Seite 36 stellen die Autoren die Frage, die für ein Buch über „eine Stätte der Reformation“ zentral ist, warum Schmalkalden zum wichtigsten Tagungsort des Bundes werden konnte. Der inhaltliche Bezug zwischen lokalen Verhältnissen und historischen Entwicklungen wird nur in diesem Kapitel über Schmalkalden als Tagungsort wirklich hergestellt. Dann folgt man dem Weg der Schmalkaldischen Artikel hinaus in die Welt, betrachtet die Ausbreitung der Reformation, den Krieg, der den Namen dieser Stadt trug, und gelangt zum vorläufigen Schlusspunkt dieser Reformationsphase, dem Augsburger Religionsfrieden. Im letzten Kapitel kehren die Autoren dann noch einmal nach Schmalkalden zurück und schildern das Jahr 1537 im Bewusstsein der Schmalkalder Bürger bis heute. Wenn man also vielleicht auch nicht das bekommt, was man zunächst erwartet hat, so vermittelt das Buch doch einen guten Eindruck dieser für Schmalkalden so bedeutenden Zeit. Dies gilt, obwohl die Autoren sich mit Ausnahme des Ausstellungskatalogs zur hessischen Landesausstellung über Philipp den Großmütigen nur auf ältere Literatur gestützt haben. Über kleinere inhaltliche Fehler darf man dabei hinwegsehen. So heiratete Landgraf Philipp Margarethe von der Sale eben nicht „zur linken Hand“ (S. 63), sondern nahm sie zur gleichberechtigten zweiten Ehefrau, sonst hätte sein Verhalten unter den Zeitgenossen kaum

für Aufsehen gesorgt. Ärgerlicher sind da schon die recht zahlreichen Druckfehler in dem optisch sehr ansprechend gestalteten Buch. Wirklich missraten ist aber das Glossar. Hier wechseln wörterbuchartige Minimalerläuterungen mit auf den hier vorliegenden Kontext zugeschnittenen Erklärungen (vgl. Interim und Konvent). Der Begriff der Confutation wird gleich zweimal in unterschiedlicher Schreibweise aufgeführt, die für den Leser nötige Erläuterung im Zusammenhang mit den genannten evangelischen Bekenntnisschriften fehlt aber. Wenn man keine zu hohen wissenschaftlichen Ansprüche hat, stellt dieses Buch eine angemessene Lektüre zu einem interessanten Thema dar, und das zu einem erfreulich günstigen Preis.

Darmstadt

Norbert Stieniczka

Inge AUERBACH (Hg.): Reformation und Landesherrschaft. Vorträge des Kongresses anlässlich des 500. Geburtstages des Landgrafen Philipp des Großmütigen von Hessen vom 10. bis 13. November 2004 in Marburg (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 24, Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Landgrafen Philipp des Großmütigen). Marburg: N. G. Elwert 2005, 418 S., € 48,00 (ISBN: 3-7708-1283-2)

Der vorliegende Sammelband reiht sich ein in eine Vielzahl von wissenschaftlichen Aktivitäten anlässlich der 500. Wiederkehr des Geburtstages Landgraf Philipps von Hessen ein. Den Anfang des Aufsatzbandes macht Bernd Möller mit seinem überblicksartigen Festvortrag „Hessen in Deutschland um 1500“. Fritz WOLFF fragt nach dem Zusammenhang von Dynastie und Territorium. Im Konubium besaß das Haus Hessen zwar eine sehr gute Position im höchsten Reichsadel, aber im Rang und in seiner politischen Bedeutung war Hessen nur eine Mittelmacht. Die Strukturen der Adelsgesellschaft konnte Philipp teilweise überwinden, wurde dann aber vom Kaiser in seine Schranken gewiesen. Die landgräfliche Territorialpolitik war schon geprägt vom Prozess der Umwandlung des alten Lehnstaates in den geschlossenen Flächenstaat. Günter HOLLENBERG mit seinem Beitrag „Die Repräsentation von Land und Leuten in Hessen“ beschreibt den Verfassungstatus der Landgrafschaft. Der Verf. schlägt vor, für das hessische Beispiel nicht von einem „ständisch-landesherrlichen Dualismus“, sondern von einem „Trialismus“ aus Rittern, neuen Prälaten und Städtevertretern zu sprechen. Diesen trat der Landgraf zum einen als „Inhaber der Landeshoheit“, zum anderen als „Dominialherr“ entgegen, der „seine Amtsuntertanen, wie der Adel seine Hintersassen, qua Herrenrecht vormundschaftlich vertrat“. (37) Friedhelm JÜRGENSMEIER beschreibt in groben Zügen die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse in Hessen vor der Reformation. Kirchenpolitisch war die Region vom Gegensatz zwischen Mainz und der Landgrafschaft geprägt, während bei den Klosterreformen Wilhelms II. Landgraf und Erzbischof zusammengearbeitet hatten. Martin BRECHT wendet sich einem Zentralthema der Beschäftigung mit Philipp zu, nämlich seinem „Verhältnis zu den Wittenberger, Schweizer und Oberdeutschen Theologen“. Der Landgraf stand trotz mancher Meinungsverschiedenheiten mit den Wittenbergern, die in der Zeit der Doppelehe zu eskalieren drohten, theologisch fest auf lutherischem Boden. Innerhalb des evangelischen Lagers war Philipps Religionspolitik vom Willen zur Einigung getragen. Die Ausbildung der evangelischen Landeskirche in Hessen steht im Mittelpunkt des Beitrages von Hans SCHNEIDER. Nach seiner reformatorischen Wende 1524 begann der Landgraf 1525 aktiv eine Politik für die Neuerung unter Missachtung der kirchenrechtlichen Vorgaben. Eine zentrale Rolle spielte dabei die Homberger Synode. Durch Visitationen und Kirchenordnungen wurden die neuen kirchlichen Verhältnisse bis hin zum landesherrlichen Kirchenregiment aufgebaut. Horst CARL beschreibt „Das geistliche Fürstentum als Nachbar und Antipode der Landgrafschaft Hessen – das Erzstift Mainz im 16. Jahrhundert“ und rekapituliert nach dem Tiefpunkt der mainzischen Stellung im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts die Konsolidierung des Kurstaates in der 2. Hälfte des Jahrhunderts. Wichtigste Strukturbedingungen für die Konsoli-

dierung seien der kurfürstliche Rang und damit die Position in der Reichsverfassung sowie die Universität als Kaderschmiede der Beamtenschaft gewesen. Das Machtsystem im Erzstift basierte auf einem miteinander verflochtenen Netz von reichsritterschaftlichen Familien, die die Schaltstellen bis zum Bischofsstuhl besetzten. Aufgrund dieser „Reichsritterschaftlichen Dynastisierung“ des Erzstifts im 16. Jahrhundert fehlten wirkliche ständische Konflikte. Dagegen spielte der Prozess der Konfessionalisierung bis zum Ende des 16. Jahrhunderts für die Verdichtung von Landesherrschaft keine Rolle. Martin Rothkegel schildert die Haltung Philipps gegenüber den Täufern, die so signifikant anders war als die der Wittenberger, sowie die Bedeutung der Täufer für die Entwicklung der hessischen Landeskirche. Der Verf. betont die Geburt des Täufertums aus dem Humanismus. Christina VANJA sieht in ihrem Beitrag über die „Neuordnung der Armen- und Krankenfürsorge in Hessen“ ungewöhnliche und in die Zukunft weisende Wege der Armen- und Krankenfürsorge am Werk, während William J. Wright die Neuordnung des Ausbildungswesens beschreibt, gipfelnd in der Gründung der Universität Marburg und dem Aufbau eines Stipendienwesens. Ansätze und Pläne zur Errichtung eines flächendeckenden Schulwesens seien in der Bildungspolitik Philipps zu erkennen.

Dieter STIEVERMANN beschreibt in seinem Beitrag „Reich, Religion und Territorium in der Politik des Landgrafen Philipp von Hessen (bis 1546)“ den Landgrafen als politischen Führer. Grundsätzlich war seine Politik von einer „antihabsburgischen Grundierung“ geprägt, die wesentlich von der Bedrohung des Katzenelnbogener Erbes und der Sickingenfehde geprägt war. Der Verf. betont, dass die Auseinandersetzungen um das Katzenelnbogener Erbe ein wichtiger Antrieb zum offensiven politischen Handeln gewesen seien. Hinzu kam dann die Religionsfrage als wichtiger Motor seiner Politik. Über die Gründung und Führung des Schmalkaldischen Bund hinaus betrieb Philipps eine erfolgreiche Bündnispolitik. Sein politisches Meisterstück war die Restitution Herzog Ulrichs von Württemberg. Dagegen weist der Verf. der Doppelhehe nicht die übliche grundlegende politische Bedeutung zu. Schon seit 1534, beschleunigt seit 1538, habe sich Philipp dem Kaiser angenähert. Alfred KOHLER schildert „Die Religionsfrage im politischen Kalkül Kaiser Karls V.“ In den Blick genommen werden die verschiedenen Formen der kaiserlichen Religionspolitik zwischen Konzilsförderung, Unionsbestrebungen und militärischer Konfliktlösung. Ernst LAUBACH konstatiert in seinem Beitrag „Die Reichspolitik Philipps des Großmütigen in seiner letzten Dekade (1556-1567)“ eine defensive Haltung Philipps gegenüber dem Kaiser. Trotzdem ließ er sich nicht in die kaiserliche Politik einbinden. Seine innerprotestantische Unionspolitik nach dem Scheitern des Wormser Kolloquiums zielte in zwei Richtungen: die Beilegung der innerprotestantischen Kontroversen durch Konferenzen sowie der Aufbau politischer Verbindungen unter den evangelischen Reichsständen und mit auswärtigen Mächten, während beispielsweise die Ernestiner die Unionspolitik auf dem Altar ihrer gegen die Albertiner gerichteten Revisionspolitik opferten. Manfred RUDERSDORF weist in seinem Beitrag „Dynastie, Territorium und Konfession: Landgraf Philipp, die Fürstenfamilie und das Ringen um die hessische Sukzession“ auf die Grenzen rein politikgeschichtlicher Analyse hin. Letztlich ging es den fürstlichen Protagonisten um die Sicherung der dynastischen Kontinuität. Die Familien und ihre Herrschaft der langen Dauer waren historische Grundkonstanten. Das dynastische Familieninteresse stand weit vor dem „Nutzen territorialer Geschlossenheit und staatlicher wie konfessioneller Integrität“ (227). Philipp war eben ein Fürst, viel weniger macchiavellistischer Politiker, als den ihn Inge AUERBACH in ihrem Aufsatz über „Macht und Glauben“ schildert. Der Beitrag, der den Geist des 19. Jahrhunderts atmet, stellt die Frage, wie die Religion Philipps Außenpolitik bestimmte. Philipp wird als Politiker charakterisiert, der sich nicht um Recht, Religion oder Reichsverfassung geschert habe, wenn es galt, die eigenen Ziele durchzusetzen.

Den großen Fragen nach den „Errungenschaften“ der Herrschaft Philipps und seiner Bedeutung für Hessen ist der Beitrag von Eckhart G. FRANZ über „Das Erbe Philipps des Großmütigen“ gewidmet. Angelegt als Darstellung der Erinnerung an den Reformationsfürsten ist nur ein Durchgang durch die Grunddaten der hessischen Geschichte herausgekommen. Solche Themen sind von modernen kulturwissenschaftlichen Fragestellungen und theoretischen Ansätzen geprägt, die dem Autor aufgrund des völligen Verzichts auf die Lektüre der wissenschaftlichen Literatur schlicht verschlossen bleiben. Damit verschenkt er ein spannendes Thema. So hätte der Verf. beispielsweise viel zu seinem Thema in der Studie von Georg KUNZ über die Geschichte der historischen Vereine erfahren können (Verortete Geschichte, 2002).

Anton SCHINDLING charakterisiert Philipp als Politiker, der nicht als umfassend gescheitert anzusehen ist. Er entwickelte Hessen zum frühmodernen Territorialstaat weiter. Der Verf. schildert Philipp als Kompromisspolitiker im evangelischen Lager, gegenüber dem Kaiser und den katholischen Mitständen. An entscheidender Stelle habe der Landgraf mitgewirkt, die Kirchenspaltung reichsrechtlich einzubinden.

Auffallend ist, dass in keinem der Beiträge die Biographie Wigand Lauzes über Landgraf Philipp als Quelle herangezogen wurde, ist sie doch von zentraler Bedeutung für die Einschätzung des Landgrafen als Person und Politiker. Beispielsweise die Charakterisierung der Homberger Synode hätte davon profitieren können. Ein Abkürzungsverzeichnis sowie ein Literatur- und Quellenverzeichnis runden den gelungenen Sammelband ab.

Gotha

Thomas Fuchs

Berthold JÄGER: „... das recht und überaus grosse sengen undt brennen ...“ Beiträge zur Geschichte der Hexenverfolgungen im Stift Fulda 1600-1606. Fulda: Parzeller 2006, 176 S., € 14,00 (ISBN: 3-7900-0380-8)

Der vorliegende Band steht zeitlich im Zusammenhang mit dem Ende der Hexenverfolgungen im Stift Fulda vor 400 Jahren, denen zwischen 1600 und 1606 rund 270 Menschen zum Opfer gefallen sind. Der Verfasser legt hier einige in den Jahren 1997-2000 aus unterschiedlichen Anlässen verfasste Texte vor, deren Aktualisierungen sich in erster Linie auf Nachträge in den Fußnoten seines 1997, in den „Fuldaer Geschichtsblättern“ und 2002 auch im Internet publizierten Aufsatzes „Zur Geschichte der Hexenprozesse im Stift Fulda. Forschungsstand-Kritik-Perspektiven“ beziehen. Zu Recht bezeichnet Berthold Jäger die Erforschung des Phänomens der Hexenverfolgungen und Hexenprozesse in der Frühen Neuzeit als „sensibles“ Thema der Historiographie, was er mit der großen Zahl der ihnen zum Opfer gefallenen Menschen (etwa 20.000 bis 40.000 zumeist weiblichen Geschlechts in Deutschland – hier wäre insofern eine genauere räumliche Präzisierung erforderlich, als es den Begriff „Deutschland“ damals noch nicht gab) und der häufig dilettantischen Behandlung dieses Forschungsgegenstandes unter Hervorhebung des Okkulten und Obskuren begründet.

Der als Einführung in die Problematik gedachte erste Beitrag des Bandes geht zunächst der zentralen Frage nach den Ursachen der am Ende des 16. Jahrhunderts kulminierenden Hexenverfolgungen nach, für die er im Einklang mit der Fachliteratur u. a. wirtschaftliche Krisenerscheinungen, die Konfessionalisierung der Territorialstaaten und die Akzeptanz der von Juristen und Geistlichen entwickelten dämonologischen Lehre in allen Schichten der Bevölkerung verantwortlich macht. Ein Blick auf die Verhältnisse in Ländern außerhalb des Heiligen Römischen Reiches zeigt, dass Hexenverfolgungen des öfteren mit größerer Zeitverschiebung, z. B. in Schweden und Ungarn erst im 17. Jahrhundert aufgetreten sind und auch die Gründe dafür durchaus unterschiedlich sein konnten. Zum Verständnis dieser Vorgänge muss auch die Bedeutung der Inquisition stärker beleuchtet werden. Jägers These, kein frühneuzeitlicher Territorial- und Gerichtsherr habe die Rechtmäßigkeit von He-

xenprozessen in Frage gestellt, ist in dieser Verabsolutierung nicht aufrecht zu erhalten, weil beispielsweise Philipp der Großmütige und sein Sohn Wilhelm der Weise Hexenverbrennungen in ihrem Territorium nicht zuließen. Die auf wenige Jahre begrenzte massive Hexenverfolgung im Stift Fulda lag in den Händen des Zentgrafen und Malefizmeisters Balthasar Nuß, der aus den gegenreformatorischen Maßnahmen des 1602 in Fulda wieder zur Regierung gelangten Fürstbistes Balthasar von Dernbach für sein der eigenen Machterweiterung und Bereicherung dienendes Vorgehen Nutzen ziehen konnte. Von Interesse sind in diesem Zusammenhang Jägers Ausführungen über die Historiographie der Fuldaer Hexenprozesse, wobei die Ergebnisse Gerhard Schormanns und Peter Oestmanns kritisch hinterfragt werden. Während Ersterer auf Grundlage neuer von ihm aufgefundenen Quellen die Auslösung und Durchsetzung der Hexenprozesse von „oben“, nämlich durch den Fürstbist persönlich, nachzuweisen sucht, was Nuß nach dessen Tod der Rache der wieder zu Einfluss gelangten Fuldaer Ritterschaft ausgesetzt habe, sieht Oestmann hier eher ein eigenmächtiges Vorgehen des Malefizmeisters, der ein Eingreifen des Reichskammergerichts durch schnelle Durchführung der Verfahren und abschließende Hinrichtung der Verurteilten zu unterlaufen suchte. In Anbetracht der Lückenhaftigkeit der bekannten Quellen zu den fuldischen Hexenprozessen, die überdies nicht erschöpfend ausgewertet worden sind, bleiben viele Fragen offen, die durch neue personen-, sozial- und mentalitätsgeschichtlich aussagekräftige Details zum Ursachenfeld der Vorgänge in Fulda klarer beantwortet werden könnten. Von zentraler Bedeutung ist hier, wo die Initiative für das gerichtliche Vorgehen lag und auf welche Weise aus Einzelfällen Massenverfolgungen entstanden sind.

An diese Problemstellung knüpft der folgende Beitrag Jägers an, der die fuldischen Hexenprozesse im Licht der jesuitischen Jahresberichte behandelt. Diese bisher von der Forschung weitgehend unberücksichtigte Quelle gibt aus der Sicht der Jesuiten, die seit 1571 intensiv die Rekatholisierung der damals weitgehend protestantischen Fuldaer Bürgerschaft und der im Stift ansässigen Ritterschaft betrieben und daher keineswegs in religiösen Dingen unparteiisch waren, Aufschluss über den Verlauf der dortigen Hexenprozesse, die bereits vor 1603 durchgeführt wurden. Sie erhielten indes seit diesem Jahr unter Balthasar Nuß eine neue „Qualität“, der die Verfahren mit Hilfe der Tortur zügig durchführte und bis 1605 etwa 250 „Hexen“ hinrichten ließ. Das war nur möglich mit Hilfe der weltlichen und geistlichen Obrigkeit, die sich durch die Hexenverfolgungen eine Stärkung der Gegenreformation im Stift versprach und jeglichen Widerstand im Keim erstickte. Dass es dabei zu einer zunehmenden Auswanderung protestantischer Familien kam, dürfte ganz im Sinn Dernbachs und der Jesuiten gelegen haben. Dessen Einfluss auf die Hexenverfolgungen – leider fehlen in der hier betrachteten Studie genauere Angaben über die Beweggründe der Politik des Fürstbistes in seinen letzten Amtsjahren – wird besonders deutlich, wenn man bedenkt, dass die Prozesswelle mit der Verhaftung von Nuß bald nach dem Regierungsantritt des religiös eher indifferenten Johann Friedrich von Schwalbach ihr Ende gefunden hat. Zu Recht sieht Jäger aber darin keine vollkommene Trendwende, weil im Fuldaer Regierungs- und Verwaltungsapparat viele Anhänger des alten Kurses saßen, die Hexenverfolgungen grundsätzlich billigten. Nuß hatte allerdings mit seinem Wüten den Bogen überspannt und den Kreis der Betroffenen so erweitert, dass seine schließliche Hinrichtung unvermeidlich war. Für die Fuldaer Massenverfolgung von „Hexen“ zu Beginn des 17. Jahrhunderts gibt es laut Jäger eine breite Palette von Hintergründen, u. a. die m. E. überzeugende These, dass Hexen tendenziell in den Territorien am strengsten verfolgt wurden, die einen Religionswechsel erlebt hatten oder sich von einem solchen bedroht fühlten. Ins Kalkül müssen auch Pauperisierungstendenzen der ländlichen Bevölkerung und städtischen Unterschicht durch Missernten und Verteuerung der Grundnahrungsmittel, womit die Pest korrelierte, gezogen werden, wenn sich daraus auch keine stichhaltige Kausalität „Agrarkrise-Teuerung-Pest-Hexenverfolgung“ ergibt.

Eine Fallstudie zur Analyse der Voraussetzungen und Durchführung der Hexenverfolgungen am Beispiel des Dorfes Großenbach – der schematisierte „idealtypische Verlauf eines Hexereiverfahrens“ von der Entstehung eines Hexereiverdachts bis zur Hinrichtung des Opfers trägt zur Veranschaulichung der Ausführungen bei – gibt Aufschluss über die Lebensumstände der namentlich genannten „Hexen“ des Dorfes und lässt erkennen, dass hier die reichsten Bäuerinnen von der Verfolgungswelle ausgenommen waren, was für die Stadt und das Stift Fulda allerdings in dieser Verabsolutierung nicht gilt. Ein umfangreicher Anmerkungsapparat sowie ein detailliertes Quellen- und Literaturverzeichnis runden den informativen Band ab.

Berlin

Stefan Hartmann

Kunst- und Kulturgeschichte

Museumslandschaft Hessen Kassel: Bestandskatalog der Gemälde des 19. Jahrhunderts: Museumslandschaft Hessen Kassel (Kataloge der Museumslandschaft Hessen Kassel 36). Bearb. v. Marianne HEINZ, Kassel ²2006, 312 S., 600 Abb., € 52,00 (ISBN 3-932353-45-5)

August von der Embdes *Porträt der Gräfin Louise Bose als Kind* (1820) bildet das Frontispiz der vorliegenden Publikation; damit ist der unehelichen Tochter des Kurprinzen Wilhelm die Ehre erwiesen, auf deren Stiftung an die Stadt Kassel das hier vorgestellte Gemäldekonvolut zurückgeht. U. a. um die Erwerbungen des Kunstvereins ergänzt, wurden die so entstandenen Städtischen Kunstsammlungen 1972 mit den Werken aus Landesbesitz zum heutigen Bestand der Neuen Galerie zusammengelegt. Dass nicht nur die Wilhelmshöhe, sondern auch „die neue Galerie eine hervorragende Sammlung hat“, so die Leiterin Dr. Marianne Heinz 1991 im Interview, hat sich dank der vielen interessanten von ihr kuratierten Ausstellungen inzwischen herumgesprochen. Mit der vorliegenden Publikation der Bestände zum 19. Jahrhundert wird darüber hinaus das Vorurteil, Bestandskataloge seien eher langweilige Faktenhaufen für Spezialisten, intelligent widerlegt. Zwei Vermittlungsinteressen liegen dem Buch zugrunde: einerseits einen exemplarischen Überblick über die deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts zu geben und andererseits die Sammlung als Quelle der Regionalgeschichte aufzuschließen.

So wird beim genauen Hinsehen die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft im langen 19. Jahrhundert anhand der Bildgattungen, der Themenvorlieben, Wahrnehmungsweisen und Darstellungsmoden ebenso ablesbar wie an den wenigen explizit politischen Bildern, die etwa historische Ereignisse oder Personen der Zeitgeschichte zeigen. Der bunte Reigen führt von der (klassizistischen) Hofkunst des Königreichs Westphalen über antike Mythologien und Genremalerei (nicht nur der Willingshäuser), heroische (Alpen-)Landschaften und Ruinenromantik (Treysa, Nordshausen), Italiensehnsucht und frühe Industriearchitektur, neue religiöse Malerei (Ludwig Emil Grimm) und Militärparaden auf Kasseler Plätzen bis zu bürgerlichen Spaziergängern im Park oder einer *Huldigung der Kasseler Mädchenschule an den Kaiser* (1878), die eher an ein Gruppenporträt junger Kasselerinnen denn an herrschaftliche Repräsentation denken lässt. Die Stadtansicht, 1834 noch Teil einer idyllischen Flusslandschaft mit der Dorfkirche von Wolfsanger und einer Entenjagd im Vordergrund (Louis Noel de Frévilles *Fuldatal bei Kassel mit Blick auf den Habichtswald*), wandelt sich 1898 zur betont dokumentarischen Gesamtschau der modernen Großstadt (Wilhelm Lüttebrandts *Die Stadt Kassel aus der Vogelschau*), die „als Ansichtskarte vielfältigt, [...] bei Reisenden sehr beliebt“ war. Im Skurrilen verdichtet sich die Spannweite der gesellschaftlichen Prozesse. So inszeniert Johann Friedrich Burys *Bildnis der Kronprinzessin Auguste, die sixtinische Madonna kopierend* 1808/09 die Adlige zugleich als vornehme, höfische Schönheit, als selbstbewusste Malerin und in der Rolle der – neuen bürger-

lichen Geschlechterbildern entlehnten – empfindsamen Mutter, während 1920 ein weiblicher Akt an der Geißelsäule (*Ecce Germania*) mit einem zum Denkmal erstarrten Bismarck, wohl Hugo Schneiders Abgesang auf das Deutsche Kaiserreich darstellt.

Zu Recht betont das Vorwort den Einfluss der Kunstakademie auf die Bildproduktion in der Stadt, über welche verschiedenste Kunstströmungen hier schnell ihren Niederschlag fanden. Die den einzelnen Künstlern und Künstlerinnen beigegebenen biographischen Notizen geben – mit ihren Informationen zu Hofkünstlern und Akademiemitgliedern, Dozenten des Polytechnikums und privaten Zeichenlehrern, Werkstattzusammenhängen, Arbeitsaufenthalten und Bildungsreisen – Einblick in die Veränderung des Berufsbildes wie der Arbeitsbedingungen. Besonders spannend sind die zahlreichen Porträts, ein (Selbst-)Bild der Kasseler Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Biographische Informationen zu den Abgebildeten und ihren sozialen Kontexten, ausführliche Literaturverweise (zumahal auf die Regionalforschung) sowie ein Personen- und Ortsindex tragen zur Benutzerfreundlichkeit bei. Für diese Überarbeitung des von der Museumsleiterin 1991 erstmals vorgelegten Katalogs sind alle Angaben aktualisiert worden, vor allem aber werden die Gemälde nun durchgängig farbig reproduziert, zum Teil in doppelseitigen (Detail-)Aufnahmen. So erschließt sich den Lesenden eine weitere Dimension der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts: ihre malerische, materiale, ‚haptische‘ Qualität. Und das Blättern wird zum sinnlichen Vergnügen. Ein Buch, das zum Schmökern einlädt.

Marburg

Ulla Merle

Rolf-Günther LÜCKE, Josef KEPPLER, Maria KAPP, David BLECKMANN, Monika TONISCH, Ulfrid MÜLLER, Manfred KAHLMEYER, Helmut GODEHARDT: Die Kirchen im Eichsfeld. Kirchen- und Kunstführer, hg. vom Verein für Eichsfeldische Heimatkunde und vom Heimatverein Goldene Mark (Untereichsfeld), gefördert durch das Bundesprogramm „Regionen Aktiv – Eichsfeld aktiv“, Duderstadt: Mecke Druck und Verlag 2005, 312 S., 498 Farbbildungen, eine Karte, € 9,90 (ISBN 3-936617-41-4)

Das Eichsfeld liegt an den Rändern der Bundesländer Thüringen und Niedersachsen. Kirchlich gehört es den katholischen Diözesen Erfurt und Hildesheim, bzw. den evangelischen Landeskirchen Hannover, Kurhessen-Waldeck und der Kirchenprovinz Sachsen an. Die territoriale Zersplitterung des Gebietes resultiert aus der Auflösung des Erzbistums und Kurfürstentums Mainz am Beginn des 19. Jahrhunderts. Mit dem hervorragend gestalteten, dazu handlichen Kirchen- und Kunstführer ist es den Herausgebern gelungen, dem Besucher einen Führer durch das Gebiet des ungeteilten Eichsfelds an die Hand zu geben. Das Buch gibt einen umfassenden Überblick über 253 Kirchen der Region. Es berücksichtigt alle 163 katholischen Kirchenbauten, dazu 53 evangelische Kirchen sowie 37 ausgewählte Kapellen. Dabei werden die historisch bedeutsamen aufgelassenen Kirchen und Klöster, etwa die ehem. Zisterzienserabtei Reifenstein oder die Zisterzienserinnenklöster Anrode, Beuren u.a.m. keineswegs außer acht gelassen.

Der Aufbau des Buches ist klar und übersichtlich. In alphabetischer Reihenfolge sind alle Orte der Region erfasst. Am Beginn der einzelnen Beiträge stehen das Patrozinium bzw. der kirchenrechtliche Status des jeweiligen Bauwerkes. Die für Genealogen hilfreiche Erwähnung der Kirchenbuchführung hat wohl mehr die im Geleitwort genannten Zielgruppen der „Eichsfelder in der Heimat“ bzw. die „Eichsfelder, die in anderen Teilen Deutschlands und im Ausland leben“ als Zielgruppen im Blick und weniger die spontanen Besucher des Gebietes. Ferner werden die Baudaten der Vorgänger- und der gegenwärtigen Bauten genannt, dazu die Namen der Architekten und der Zeitpunkt der kirchlichen Weihe. Der Hauptteil beinhaltet Baubeschreibung und Ausstattung der einzelnen Kirchen. Die Texte sind mit insgesamt 498 farbigen Fotos illustriert.

Hilfreich sind die Angabe der Gottesdienstzeiten sowie die Adressen und Telefonnummern der Kirchengemeinden. Wünschenswert wäre im „digitalen Zeitalter“ darüber hinaus – sofern vorhanden – die Website und die Email-Adresse. Der spontane Besucher wäre weiterhin dankbar für einen Hinweis auf die Öffnungszeiten bzw. die Erreichbarkeit des Schlüssels. In einzelnen Fällen wurde das berücksichtigt.

Eine Übersichtskarte im vorderen Klappenumschlag erleichtert die räumliche Zuordnung der einzelnen Objekte. Dazu kommen Begriffserklärungen und ein umfassendes Künstlerverzeichnis im Anhang. Ein alphabetisches Verzeichnis der verwendeten und weiterführenden Literatur vervollständigt das Buch. Der Übersichtlichkeit wäre es vermutlich dienlicher gewesen, die auf das einzelne Objekt bezogene Literatur dem jeweiligen Beitrag anzufügen und das Literaturverzeichnis auf die übergreifende Literatur zu beschränken.

Der ansprechende Aufbau, dazu die zahlreichen farbigen Fotos machen das Buch zu einem hilfreichen Kirchenführer durch das Eichsfeld. Es wäre zu wünschen, dass es dem Buch gelingt, der im Zentrum des wiedervereinigten Deutschlands gelegenen Kunst- und Kulturlandschaft viele neue Freunde zu gewinnen.

Haina (Kloster)

Arnd Friedrich

Ehrenfried KLUCKERT: Die Kasseler Gärten. Raffinierte Perspektiven. München: Hirmer Verlag 2007, 152 S., 47 Farbtafeln und 112 Abbildungen, € 24,90 (ISBN: 978-3-7774-3435-3)

Horst BECKER, Michael KARKOSCH (Bearb.): Park Wilhelmshöhe Kassel Parkpflegewerk. Historische Analyse, Dokumentation, Denkmalpflegerische Zielsetzung. Regensburg: Schnell & Steiner 2007, 523 S., 205 Schwarz-weiß- und 229 Farbbildungen, 22 Pläne, 1 DVD, € 49,90 (ISBN: 978-3-7954-1901-1)

Anja DÖTSCH: Die Löwenburg im Schlosspark Kassel-Wilhelmshöhe. Eine künstliche Ruine des späten 18. Jahrhunderts. Textband und Tafelband (Studien zum Kulturerbe in Hessen, Band 3). Regensburg: Schnell & Steiner 2006, 420 S., 31 Schwarz-weiß- und 344 Farbbildungen, 65 Grundrisse und Zeichnungen, € 69,00 (ISBN: 978-3-7954-1891-5)

Im Jahre 2006 wurden sämtliche Kasseler Liegenschaften der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten Hessen mit den Staatlichen Museen Kassel zur Museumslandschaft Hessen Kassel (mhk) zusammengelegt. Deren Direktor, Dr. Michael Eissenhauer, ist damit nicht nur für die weithin berühmten Gemäldesammlungen in Kassel, sondern auch für die drei historisch herausragenden ehemals landgräflichen Parkanlagen Kassels – Karlsau, Bergpark Wilhelmshöhe und Wilhelmstal bei Calden – zuständig. Ein wichtiges Ziel des neuen Unternehmens ist es, das Gartenensemble als Welterbe der UNESCO eintragen zu lassen.

Zur Beförderung des Vorhabens ist Publizität nötig. Aus diesem Grund wurde Dr. Ehrenfried Kluckert, Kunsthistoriker aus Südbaden, der unter anderem zur „Gartenkunst in Europa“ veröffentlicht hat, mit einer allgemeinverständlichen Darstellung beauftragt. Das mit einem Vorwort von Dr. Eissenhauer versehene Buch sollte pünktlich zur documenta 2007 erscheinen, was auch gelang. Leider hat Kluckert seinen subjektiven Gang durch die Kasseler Gärten jedoch sehr schnellen Schrittes gemacht, so dass die Zahl der sachlichen Fehler das tolerable Maß deutlich überschreitet. Insbesondere fallen die Häufung ungefährender Angaben („vermutlich“, „möglicherweise“, „vielleicht“, „denkbar wäre“) und die zahlreichen Superlative auf, die zumeist einer Überprüfung nicht standhalten. So spricht der Autor von einem „Kasseler Gartenkontinent“, indem er neben den landgräflichen Parks auch bürgerliche Gartengründungen (z. B. den Aschroff-Park) sowie normale Hausgärten zu einem Kontinuum verschmelzen lässt (S. 144). Tatsächlich sind die Grünanlagen jedoch aus sehr unterschiedlichen Zusammenhängen heraus entstanden. Insbesondere hat dabei der Stadthallengarten nicht den Stil eines Landschaftsgartens (S. 144), sondern ist geometrisch

aufgebaut. Dass Kassel über den größten Gartenbereich verfügt, ist kaum zu glauben, denkt man an München (Englischer Garten, Nymphenburg) oder Berlin (Tiergarten und zahlreiche Schloss- und Privatgärten). Dass die Straßenbahnlinie 1 als „Direttissima“ (tatsächlich meint dieser Begriff in Italien eine Bahndirektverbindung, während die Straßenbahn alle Minuten anhält) wirklich eine „der imposantesten Straßenbahnlinien Deutschlands“ (S. 56), war in der nordhessischen Metropole bislang ebenfalls noch nicht bekannt. Vor allem besaß Kassel mit dem Fürstengarten nahe der heutigen Neuen Galerie (um 1720) kaum den ersten Terrassengarten, nach Kluckert eine „kulturgeschichtliche Premiere“ (S. 129), vielmehr wurden bereits viele Renaissancegärten in Terrassenform angelegt. Ob mit derartigen und weiteren offensichtlich unzutreffenden Übertreibungen dem Antrag bei der UNESCO wirklich geholfen ist, scheint unwahrscheinlich. Die Parkanlagen selbst haben dies auch gar nicht nötig. Dies zeigen vor allem die zahlreichen, sehr schönen Bilder Kasseler Fotografen, die den Texten beigelegt sind. Im Anhang überrascht das sehr dünne Literaturverzeichnis, dass den anmerkungswürdigen Texten folgt, kaum, nachdem der Autor eingangs schon von einem (nämlich seinem) „schon lange überfälligen Buch über die Kasseler Parks“ (S. 8 f.) gesprochen hatte. Hier wurde Literatur einfach übersehen. Neben der im Jahre 2005 als Reprint erschienenen wegen der zahlreichen Quellenhinweise immer noch hochinteressanten Zusammenstellung von Paul Heidelbach „Die Wilhelmshöhe“ und vielen Publikationen heutiger, vor allem hessischer Gartenhistoriker fehlt beispielsweise auch der anregende Sammelband der Technik – bzw. Althistoriker Albrecht Hoffmann und Helmuth Schneider „Technik und Zauber historischer Wasserkünste in Kassel“ aus dem Jahre 2000.

Gerne greift man nach diesem Buch zu dem soliden Parkpflegewerk Park Wilhelmshöhe, das fachwissenschaftlich von Bernd Modrow betreut wurde. Die Autoren Horst Becker und Michael Karkosch haben mit Unterstützung weiterer Spezialisten der Gartengeschichte eine eindrucksvolle Darstellung des derzeitigen Wissensstandes zu Papier gebracht. Der Band ist durchaus auch für historisch interessierte Gartenliebhaber ohne professionelle Vorbildung gut lesbar. Hier findet man zugleich die historischen Einordnungen, die zum Verständnis der Kasseler Gartenkunst beitragen. Positiv ist dabei nicht zuletzt die Benennung der zum Teil gegensätzlichen Interpretationen. Der Band ist überaus reich bebildert. Zur weiteren Beschäftigung dienen im Anhang Übersichten zu den Pflanzungen in Wilhelmshöhe, zahlreiche Pläne (auch auf CD), ein Überblick über die Hofgärtner und ihr Wirken sowie das ausführliche Literaturverzeichnis. Sehr anregend sind nicht zuletzt die Diskurse zum zukünftigen Umgang mit der Parkanlage (z. B. der Regelung des Autoverkehrs).

Die Löwenburg im Park Wilhelmshöhe stellt in der Tat eine Besonderheit dar, insofern diese künstliche Ruine nicht allein zu den frühesten pseudomittelalterlichen Lustschlössern des späten 18. Jahrhunderts gehört, sondern auch weitgehend authentisch erhalten ist. Anja Dötsch hat ihre Dissertation zu diesem Thema an der Universität Dortmund (Denkmalpflege und Bauforschung) eingereicht. Mit Unterstützung der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten Hessen ist aus dieser Forschungsarbeit nun ein stattliches zweibändiges Werk mit Text- und Tafelband hervorgegangen. Alle Planungs- und Bauetappen ebenso wie spätere Restaurierungsmaßnahmen und die Nutzungsgeschichte der Löwenburg werden in detail vorgestellt. Dötsch gelingt es nicht zuletzt auch den hessischen Landgrafen Wilhelm IX., ab 1803 Kurfürst Wilhelm I., in neuem Licht als frühen und damit in die Zukunft weisenden Romantiker zu zeigen. Auch diese Arbeit ist mit Quellen- und Literaturhinweisen sehr solide fundiert.

Beide vom Regensburger Verlag Schnell & Steiner schön gestalteten Bände zum reichen Kulturerbe in Hessens Norden geben begründete Hoffnung auf eine erfolgreiche Bewerbung für Kassel.

Thomas KETELSEN u. a.: Rembrandt-Bilder. Die historische Sammlung der Kasseler Gemäldegalerie. Katalogbuch zur Ausstellung: Kassel, 19.5.2006-20.8.2006, Staatliche Museen, Schloss Wilhelmshöhe, Gemäldegalerie Alte Meister. München: Hirmer 2006, 288 S., 180 Abb., € 39,90 (ISBN: 3-7774-2995-3)

Beim Ankauf der Delfter Sammlung des Valerius Röver im Jahre 1750 vergrößerte der spätere Landgraf Wilhelm VIII. (1682-1760, reg. ab 1751) die Kasseler Gemäldesammlung nicht nur beträchtlich, sondern führte ihr auch acht Bilder Rembrandts zu, die „theils von der rauhen, dick aufgetragenen Maleryen, andere aber wieder so fein als ein Gerard Dou und Mieris kaum sein kann“ waren. Dieses Lob des Fürsten auch für die pastose und kräftige Malweise aus der Spätphase des Rembrandt Harmensz. van Rijn (1606-1669) verwundert zunächst umso mehr, hält man sich die zeitgenössische Malerei Wilhelms mit ihren zierlich anmutenden Portraits und Genrestücken vor Augen, es zeigt aber auch, wie begehrt Bilder aus allen Schaffensperioden des Künstlers für die Sammlung waren.

Den 400. Geburtstag Rembrandts nahm sich 2006 die Gemäldegalerie Alter Meister unter der Leitung des Kurators Gregor J. M. Weber zum Anlass, die ursprüngliche Sammlung Wilhelms auf Schloss Wilhelmshöhe zumindest für kurze Zeit wieder zu vereinigen. Das 1749 begonnene Gemäldeinventar führt bis 1756 insgesamt 34 Werke des „Rembrant [van R(h)yn]“ auf. Nun ist aber die Geschichte gerade dieses Malers eine Geschichte der ständigen Zu- und Abschreibungen, verfügte er doch über einen gutgehenden Werkstattbetrieb, in denen zahlreiche Schüler in der Manier des Meisters arbeiteten, auch wurde eben diese *handeling* bereits vielfach von Kollegen übernommen, um ihre Werke besser vermarkten zu können. Von den 34 aufgelisteten Bildern sind heute daher nur noch elf als eigenständige Werke anerkannt (davon sind immerhin noch zehn in Kassel vorhanden), eins wird ihm, weitere sechs der Werkstatt zugeschrieben. Fünf sind reine Schülerarbeiten, drei Kopien nach Werken Rembrandts bzw. seiner Schüler und zwei Arbeiten von Roelant Roghman (1627-1692), der höchstwahrscheinlich kein Schüler war. Die restlichen sechs aufgeführten Gemälde sind heute verschollen bzw. zerstört. Der aufwändig gestaltete und gut gemachte Ausstellungskatalog präsentiert und analysiert diese 34 Gemälde nach der Reihenfolge ihres Inventareintrags, wobei die erhaltenen Werke in ganzseitigen Farbabbildungen, Vergleichsstücke hingegen in kleineren Schwarzweißabbildungen gezeigt werden. Die Druckqualität ist jedoch, auch in Hinblick auf die zum Teil sehr schlecht erhaltenen und sich heute teilweise im Depot befindlichen Originale, ausgezeichnet. Diesem ausführlichen, in erster Linie von Weber und Julia Gierse vorbildhaft bearbeiteten Katalog (S. 77-237), sind vier Aufsätze vorgeschaltet, die sich – chronologisch aufeinander aufbauend – mit verschiedenen Aspekten beschäftigen. Der ausgewiesene Rembrandt-Spezialist Thomas Ketelsen legt überzeugend dar, wie wichtig es für die Schüler des Meisters war, zunächst dessen Manier zu erlernen, um sich später mit eigener künstlerischer Handschrift auf dem Markt zu positionieren (S. 8-26); Everhard Korthals Altes analysiert den Kunsthandel mit Rembrandt-Werken zur Zeit Wilhelms (S. 27-46), wobei hier unter anderem überrascht, wie günstig in der Mitte des 18. Jahrhunderts die so genannten Tronien, also die berühmten Studienköpfe meist alter Männer, im Vergleich zu den fein gemalten, aber auch selteneren Werken aus der früheren Leidener Zeit waren. Mit der Sammlung Wilhelms selbst beschäftigt sich anschließend ausführlich Gregor J. M. Weber (S. 47-64), bevor Julia Gierse in ihrem lesenswerten Beitrag die Rembrandt-Kopien zwischen 1866 und 1990, welche sich aus den Kasseler Kopistenverzeichnissen ermitteln lassen, untersucht (S. 65-76). Aus diesen interessanten Quellen, die auch für andere bedeutende Gemäldesammlungen näher analysiert werden müssten, lässt sich erkennen, dass mit 314 eingetragenen Kopien der *Apostel Thomas* (Kat.-Nr. 6) von 1656 das beliebteste „Rembrandt-Gemälde“ ist – auch wenn es bereits um 1890 Zweifel an der Urheberschaft gab. Durchgesetzt hat sich heute die Zuschreibung an Nico-

laes Maes (1634-1693) (S. 100). Ein kürzerer Katalog der sich seit 1744 in der Gemäldegalerie befindlichen eigenständigen Werken Rembrandts und seiner Schüler bzw. Nachahmer (S. 239-270) sowie eine Bibliografie runden diese nachahmenswerte Publikation, welche in keiner Rembrandt-Bibliothek fehlen sollte, ab.

Marburg

Michael H. Sprenger

Konrad WIEDEMANN, Bettina WISCHHÖFER: Einbandfragmente in kirchlichen Archiven aus Kurhessen-Waldeck (Schriften und Medien des Landeskirchlichen Archivs Kassel, 21). Kassel: Landeskirchliches Archiv 2007, € 24,90 (ISBN: 978-3-939017-02-7)

„Bei Ihnen sind doch nur neuzeitliche Archivalien vorhanden“ – mit dieser Aussage dürfte schon mancher evangelische Kirchenarchivar von mediävistischer Seite konfrontiert worden sein. Der nun von Bettina Wischhöfer und Konrad Wiedemann herausgegebene Band, der zugleich ein Zeugnis praktischer Archivpflege darstellt, straft eine solche Behauptung Lügen.

Worum geht es? Unter „Einbandfragmenten“ sind nicht etwa Bruchstücke von Buchebänden zu verstehen, sondern Teile von hauptsächlich mittelalterlichen Handschriften oder von Inkunabeln, die nach Makulierung eine Zweitverwendung als Einbände frühneuzeitlicher Archivalien (vor allem von Amtsbüchern) fanden. Welch hohen Wert solche Fragmente für die Bibliotheks- und Überlieferungsgeschichte haben können, zeigte allerjüngst das Beispiel eines wohl im Lothringen des frühen 9. Jahrhunderts entstandenen Terenz-Kommentars, der im rechtsrheinischen Raum des Hochmittelalters – neben der bisher einzig bekannten Hallenser Handschrift – nun auch in einem aus der Klosterbibliothek Fulda stammenden Codex nachweisbar ist, dessen Fragmente im 17. Jahrhundert als Einband von Hofgeismarer Hospitalrechnungen verwendet wurden und heute im Hessischen Staatsarchiv Marburg verwahrt werden (vgl. Rainer Jakobi, „Das Commentum Brunonianum, in: Terentius Poeta, hg. von Peter KRUSCHWITZ u. a. (Zetemata 127), München 2007, S. 38-49).

Nach ähnlichen, allerdings jeweils nur auf einen Fonds bezogenen Projekten in Düsseldorf (Katalog der frühmittelalterlichen Fragmente der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf. Vom beginnenden achten bis zum ausgehenden neunten Jahrhundert, bearb. von Klaus ZECHIEL-ECKES u. a., Wiesbaden 2003) und Sondershausen (Sondershäuser Kataloge III: Bestandskatalog zur Sammlung Handschriften- und Inkunabelnfragmente des Schlossmuseums Sondershausen, hg. v. Gerlinde HUBER-REBENICH u. a., Sondershausen 2004) und neben der im „Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte“ publizierten Reihe „Aus fuldischen Handschriften“ legt nun das Landeskirchliche Archiv Kassel eine Zusammenstellung der heute auf dem Gebiet der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck in kirchlichem Besitz befindlichen Einbandfragmente vor. Grundlage bildete eine gezielte Nachfrage des Archivs nach mittelalterlichen Fragmenten in allen Kirchengemeinden und kirchlichen Einrichtungen der Landeskirche im Jahre 2003. Die daraufhin ans Licht gekommenen 178 Fragmente aus 55 Pfarr- und anderen kirchlichen Archiven werden im vorliegenden Band nach den bewährten Richtlinien der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) erschlossen (S. 23-188). Den Hauptanteil steuerte Konrad WIEDEMANN bei; da aber neben der Masse vorwiegend liturgischer Handschriften überraschend auch seltenere, etwa hebräische oder medizinhistorische Texte auftraten, war die Heranziehung weiterer Spezialisten (Konrad GOEHL, Hartmut HOFFMANN, Elisabeth HOLLENDER, Wolfram KARDORF, Andreas LEHNHARDT, Bärbel MUND, Herrad SPILLING und Thomas WETZSTEIN) erforderlich. Nicht genug zu würdigen ist die Tatsache, dass jede Beschreibung mit einer farbigen Reproduktion des Fragmentes versehen ist. Bereits dem Leser des Katalogs werden auf diese Weise wertvolle Eindrücke von Schrift, Textanordnung, Layout-Gestaltung und ggf. Ausschmückung vermittelt, die Vergleiche mit anderen Handschriften oder Fragmenten erlauben. Versehentlich steht die Abbildung auf S. 163 auf dem Kopf. Ein Abkürzungsverzeichnis, eine Zusammenstellung der Archivprovenienzen sowie ein Personen- und Sachregister be-

schließen den Band (S. 191-195). Der dortige Verweis auf die „laufenden Nummern“ der Fragmente (es handelt sich offenbar um archivintern vergebene Ordnungsmerkmale) hilft dem Leser allerdings nicht weiter, da diese mit der Reihenfolge der Beschreibungen in keinem Zusammenhang steht und auch keine Konkordanz hierzu existiert.

Vorangestellt sind ein Grußwort von Bischof Martin HEIN sowie eine Einleitung (S. 7-21), in der grundlegende Informationen zur Genese des Katalogs, zum historischen Hintergrund der Makulierung und zur hier vorgenommenen Klassifikation der Fragmente (mit einer Erläuterung kodikologischer Fachbegriffe) gegeben werden. Zwei besonders herausragende Fragmentfunde (eine medizinhistorische Abhandlung und ein hebräischer Esther-Kommentar) erfahren eine ausführlichere Darstellung. Aufschlussreich ist die auf S. 13 gemachte Beobachtung, dass ein Großteil der Makulierungen in den Jahren 1570 bis 1599 – beim Niedergang des Klosters Hersfeld – sowie zwischen 1632 und 1649 – nach der Verschleppung der Bibliotheca Fuldensis – stattfand. Diese Feststellung regt zu weiteren Fragen an: Wie gelangten die Fragmente in die einzelnen Kirchengemeinden? Ist ein zentraler Umschlagplatz, etwa in Kassel, anzunehmen? Lässt sich der Erwerb makulierter Handschriften ebenso in den Kirchenrechnungen nachweisen, wie dies nach der „Zweiten Reformation“ in Hessen-Kassel 1605 bei Lobwasser-Psaltern, Brot (statt der zuvor verwendeten Hostien) oder schwarzen Tüchern (zwecks Verhüllung des Altars) der Fall ist (vgl. Kerstin LANGSCHIED / Peter UNGLAUBE: Von gebrochenem Brot und zerbrochenen Bildern. Die Zweite Reformation in Hessen-Kassel 1605. Ausstellung des Landeskirchlichen Archivs Kassel (Schriften und Medien des Landeskirchlichen Archivs Kassel, 19), Kassel 2006, S. 40, 46 f., 50)? Mehr Licht ins Dunkel wird vielleicht die systematische Aufarbeitung der heute als Deposita im Hessischen Staatsarchiv Marburg verwahrten Einbandfragmente kirchlicher Archivprovenienz bringen, deren Erschließung im vorliegenden Katalog angekündigt ist (S. 7). Einstweilen bleibt jeder Archivar und Bibliothekar aufgerufen, derartige Funde – die ja auch in nichtkirchlichen, beispielsweise kommunalen Einrichtungen auftreten könnten – aufmerksam zu registrieren und der Fachwelt mitzuteilen, wie es vorbildhaft in diesem Band geschehen ist.

Düsseldorf

Martin Früh

Susanne WEGE: Armenfürsorge und Altenhilfe in Marburg. Die Heilige Elisabeth, eine Pilgerherberge und die Stiftung St. Jacob. Marburg: Jonas Verlag 2006, 96 S., € 13,00 (ISBN: 3-89445-366-4)

Krankheit, Leid und Hinfälligkeit als natürliche Begleiterscheinung gibt es seit Menschengedenken. Dabei kann man davon ausgehen, dass die mitfühlende Erfahrung menschlicher Notlagen wohl zu allen Zeiten Armen-, Kranken- und Altenpflege ins Leben rief. Sie ist Ausfluss menschlichen Mitempfindens, das in die humanistische und christliche Ethik einging. Ihre Ursprünge lassen sich bis in die Antike zurückverfolgen; das für den abendländischen Kulturkreis bis heute tragende Fundament hat jedoch erst das Gebot christlicher Nächstenliebe geschaffen. Neben dem religiös geprägten Engagement für arme, kranke und alte Menschen widmeten sich seit dem Mittelalter verstärkt auch die Stadtverwaltungen dem Problem. Diese Entwicklung lässt sich sehr schön auch an der hessischen Universitätsstadt Marburg nachvollziehen, wie man an dem lesenswerten Buch von Susanne Wege „Armenfürsorge und Altenhilfe in Marburg“ sehen kann.

Gestützt auf überwiegend handschriftliche und gedruckte Quellen aus dem Staats- und Stadtarchiv Marburg befasst sich die Autorin in der Veröffentlichung, der ihre am Institut für Europäische Ethnologie und Kulturforschung der Philipps-Universität Marburg vorgelegte Magisterarbeit zu Grunde liegt, insbesondere mit der eindrucksvollen Geschichte der

ehemaligen Pilgerherberge St. Jacob, die sich im Verlauf der Jahrhunderte zu einem modernen Dienstleistungsunternehmen entwickelt hat.

Zunächst skizziert Susanne Wege kurz die Entstehungsgeschichte von Hospitälern im allgemeinen, bevor sie dann die Bedeutung der Heiligen Elisabeth mit ihrem Armutsideal im Sinne Franz von Assisi vorstellt, das die Grundlage für die Entwicklung der Kranken-, Armen- und Altenpflege auch in Marburg bildete. Elisabeth hatte hier zu Beginn des 13. Jahrhunderts das Franziskus Hospital gegründet und war wegen ihres Wirkens und ihrer „Wunder“ bereits 1235, vier Jahre nach ihrem Tod, heilig gesprochen worden. Die Stadt, die dadurch zu einem der größten Wallfahrtsorte des Mittelalters wurde, brauchte alsbald zur Beherbergung der zahlreichen Pilger ein weiteres Hospital, weshalb das „Spital zu Wiedenhusen“ (Weidenhausen) entstand. Durch die Reformation nahmen die Pilgerströme in Marburg ab, so dass das mittlerweile immer baufälliger gewordene Haus in Weidenhausen abgerissen beziehungsweise einer neuen Nutzung zugeführt werden konnte.

Große Bedeutung hatte in diesem Zusammenhang das Testament der Marburger Eheleute Elisabeth und Henrich Sinnig aus dem Jahre 1530, die ihr enormes Vermögen dem „Gottis Hauss und Spital zu Weydenhausen“ vermachten; der Grundstein für die Entwicklung des späteren Hospital St. Jacob zum modernen Altenhilfezentrum, wie Susanne Wege feststellt. Das besagte Vermächtnis machte vor allem die Unterhaltung des neuen, 1570 von Eberhard Baldewein erbauten Hospital St. Jacob möglich und gestattete die Versorgung von Bedürftigen, wie es im Testament gewünscht worden war.

In ihrer weiteren Darstellung spannt die Autorin den Bogen bis in die Gegenwart, wobei sie vor allem die Verwaltung und Bewirtschaftung sowie die sozialen Veränderungen in den verschiedenen Jahrhunderten in den Blick nimmt. Hierbei zeigt sie auch Streitigkeiten und Verstöße gegen die Heimordnungen auf, zu denen es im Laufe der Zeit immer wieder kam. So mussten sich beispielsweise die Bewohner aufgrund der mangelnden Versorgungslage wiederholt mit Suppe und Brot zufrieden geben. In diesem Zusammenhang betont Wege allerdings, dass die äußeren Umstände in einem Hospital nicht mit denen eines Altenheimes oder eines modernen Altenhilfezentrums zu vergleichen seien. Zudem habe sich die Einstellung alten Menschen gegenüber im Laufe der Jahrhunderte geändert. Während man früher immer von Altenpflege und Altenfürsorge gesprochen habe, werde heute fast ausschließlich der Begriff Altenhilfe gebraucht. Das Bestreben sei es also, „den alten Mensch nicht nur zu pflegen, sondern ihm Hilfe zu leisten, um ihm damit eine gewisse Selbständigkeit zu ermöglichen“ (S. 84).

Bad Staffelstein

Hubert Kolling

Annegret HAASE, Martin J. SCHUBERT(Hg.): Johannes Rothes Elisabethleben. Aufgrund des Nachlasses von Helmut Lomnitzer (Deutsche Texte des Mittelalters LXXXV). Berlin: Akademie Verlag 2005, LXXVI, 192 S., 4 Taf., € 54,80 (ISBN: 3-05-003888-8)

Aufmerksamkeit ist im Elisabeth-Jahr 2007 der Veröffentlichung aus dem Nachlass von Helmut Lomnitzer (1935-1997) gewiss. Der leider früh verstorbene Germanist und Hochschullehrer an der Marburger Universität ist bekannt durch seine Studien über die Heilige Elisabeth. Seine Schüler haben seine Untersuchungen zu den überlieferten Handschriften Johannes Rothe (ca. 1360-1434) zusammen getragen und editiert.

Das „Elisabeth-Leben“ des Eisenacher Stadtchronisten beschreibt die Biografie und Wundertaten der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, eingebunden in die Geschichte des Landgrafengeschlechtes der Ludowinger und seiner Bedeutung in der Stauferzeit. Es ist eine paargereimte Verslegende von 4173 Versen. Johannes Rothe hat neben den Chroniken über die Landgrafen die lateinische Lebensbeschreibung des Erfurter Dominikanermönchs Dietrich von Apolda ausgewertet und in sein Werk eingewoben. Interessant ist, dass bis ins

18. Jahrhundert hinein diese Chronik abgeschrieben und verändert wurde. Die Herausgeber haben die Handschriften zusammen getragen, ihre Herkunft untersucht und deren heutigen Standorte aufgelistet. So liegt erstmals eine Gesamtüberlieferung der Texte vor.

Es werden zwei Handschriften parallel verglichen und versucht Unstimmigkeiten zu klären. Zur Übersicht wurden Kapiteleinteilungen nach der Bearbeitung von Johann Burchard Mencke von 1728 (Johann Burchard Mencke: *Scriptores rerum Germanicarum, praecipue Saxonicarum*. Bd II. Leipzig 1728) vorgenommen. Hilfreich sind im Anhang ein Namensverzeichnis mit historischen Erklärungen der vielen erwähnten Namen und ein Glossar über den Wortschatz Johannes Rothes. Die Untersuchung ist akribisch durchgeführt und sicher für den Fachmann eine Offenbarung. Der Laie hat seine Freude an den paarweisen Endigungen und der Erkenntnis, dass viele Ausdrücke noch heute verwendet werden, die zunächst nicht wahrnehmbar sind, aber durch lautes Lesen erkennbar werden. Der Glossar hätte aus diesem Grunde ausführlicher sein dürfen.

Marburg

Barbara Rumpf-Lehmann

Dorothea ROHDE, Helmuth SCHNEIDER (Hg.): *Hessen in der Antike. Die Chatten vom Zeitalter der Römer bis zur Alltagskultur der Gegenwart*. Kassel: Euregio 2006, 144 S., 70 Abb., € 20,00 (ISBN 3-933617-26-X)

Horst KRATZMANN: *Hessen in der Antike. Geschichte der Kelten und der Chatten*. Groß-Gerau: Ancient Mail Verlag 2006, 116 S., 4 Abb., € 9,80 (ISBN 3-925910-36-3)

Auch wenn die Haupttitel identisch sind, unterscheiden sich beide Bücher grundlegend im Hinblick auf ihren wissenschaftlichen Anspruch, die Form der Präsentation und die Zielgruppe der Leserschaft. Horst Kratzmann, der sich als Hobby-Historiker bezeichnet, hat aus einigen mehr oder weniger aktuellen Sammelbänden und Quellen aus dem Internet wie Wikipedia-Auszüge zusammengestellt, die in sehr schlichter Sprache interessierten Laien ein Bild der Lebenswelt der Kelten und Chatten mit dem Schwerpunkt Hessen vermitteln möchten. Dass dabei einiges schief dargestellt und die Auswahl der Themen nicht immer glücklich ist, liegt wohl am Tenor der gesamten Reihe, die ein sehr gefühlsbetontes Bild der Alten Geschichte liefert.

Einen wirklich wissenschaftlichen Anspruch und eine professionelle Darstellung weist das von den Kasseler Althistorikern Helmuth Schneider und Dorothea Rohde herausgegebene Buch über die Chatten vom Zeitalter der Römer an auf, das mit Unterstützung der Landkreise Kassel und Schwalm-Eder und deren Sparkassen gedruckt werden konnte. Es fokussiert auf die schriftlichen und archäologischen Zeugnisse, die die Auseinandersetzungen der Römer mit den Chatten zum Inhalt haben, um die Geschichte der Chatten und deren Rezeption bis in die Gegenwart einer breiteren Öffentlichkeit bewusst zu machen. In 8 Kapiteln wird der Widerstand der Chatten gegen die Römer (H. SCHNEIDER) und ihre Darstellung in der *Germania* des Tacitus (D. ROHDE) geschildert, die archäologischen Funde verschiedener chattischer Siedlungen (J. KNEIPP, M. SEIDEL) bzw. römischer Gründungen im Werragebiet (K. GROTE) bzw. im Lahn-Dill-Kreis (A. BECKER) vorgestellt und mit eindrucksvollen Bildern, Schemata und Karten belegt. Ein kurzes tabellarisches Kapitel von D. Rohde stellt die wesentlichen Daten zur Geschichte der römisch-germanischen Auseinandersetzungen zusammen, an dass sich eine Übersicht über die Entwicklung der vor- und frühgeschichtlichen Forschung zu den Chatten (I. GÖRNER) und die Rezeption der Chatten seit dem 18. Jahrhundert (D. HEPPE) anschließt. Kurze biographische Angaben zu den Autoren und Bildnachweise schließen den Band ab.

Er führt in konzentrierter Form, klarer knapper Sprache und in kritischer Distanz in die neuesten Ergebnisse der vor- und frühgeschichtlichen Forschung des Übergangs der Römerzeit in die früheste Phase der Völkerwanderung mit Schwerpunkt Nordhessen ein und ermöglicht ein kritisches Verständnis der Lebenswelt unserer Vorfahren, ohne sie mit sen-

timentaler Verklärung zu überzeichnen oder gegenüber der römischen Besatzungsmacht abzuwerten. Diese wissenschaftliche Qualität bedeutet, dass dieser erstgenannte Band dem Zweitgenannten ganz eindeutig vorzuziehen ist.

Marburg

Gerhard Aumüller

Medizingeschichte

Elisabeth in Marburg. Der Dienst am Kranken. Eine Ausstellung des Universitätsmuseums für Kunst und Kulturgeschichte Marburg, 24. März bis 25. November 2007, Landgrafenschloss Marburg, Redaktion: Paul Jürgen Wittstock. Marburg: Universitätsmuseum für Kunst und Kulturgeschichte 2007, 221 S., zahlr. Abb., € 15,00 (ISBN 3-925430-49-0)

Im Jahr 2007 wird der 800. Geburtstag der heiligen Elisabeth begangen. Die facettenreiche Vita der fraglos zu den bedeutendsten Frauengestalten des europäischen Mittelalters zählenden ungarischen Königstochter und thüringischen Landgräfin, die die letzten Jahre ihres kurzen Lebens in ihrem Marburger Hospital völlig in den Dienst ihres aufopferungsvollen, karitativen Wirkens stellte und schließlich kurz nach ihrem Tod heilig gesprochen wurde, zieht die Menschen damals wie heute in ihren Bann. Zahlreiche Publikationen und Veranstaltungen, die das Jubeljahr begleiten, belegen eindrucksvoll das große Interesse an dieser außergewöhnlichen Frau. In Rahmen dieser umfassenden Würdigung der Heiligen versteht sich die Marburger Elisabethausstellung „Elisabeth in Marburg. Der Dienst am Kranken“, als deren Begleitpublikation das anzuzeigende Werk erschienen ist, als spezifisch hessischer Beitrag zum Elisabethjahr, indem sie sich dezidiert der Wirkenszeit Elisabeths in Marburg widmet und die von ihrer Hospitalsgründung im Jahre 1228 ausgehende Tradition der Krankenpflege in Marburg und Hessen in verschiedenen Stationen bis in die Gegenwart nachzeichnet.

Die anregenden und instruktiven Aufsätze illustrieren eindrucksvoll die gelungene und gewinnbringende Konzeption der Marburger Ausstellung. Zunächst beschäftigen sich Beiträge verschiedener Autoren aus unterschiedlichen Perspektiven mit Elisabeth und ihrer Marburger Hospitalsgründung (Rainer ATZBACH, Bearbeiter: „Elisabeth. Das Hospital in Marburg“, 10-65). In beeindruckender Weise öffnen dabei archäologische Untersuchungen aus den Jahren 1970/71 – zu großen Teilen hier erstmals veröffentlicht – ein Fenster in die mittelalterliche Lebenswelt. So lassen sich etwa Fachwerkbauten ihres Franziskushospitals aus dem frühen 13. Jh., ein innovativer rauchfreier, wohl ebenfalls aus der Zeit Elisabeths stammender Lehmkachelofen (Rainer ATZBACH) oder der Pilgerfriedhof des 13. Jhs. (Sarah BAUMERT, Julia CIMBORA, Felicitas WEIß) belegen. Ferner seien aus den reichen Grabungsergebnissen die beiden nächst dem Nordturm der Elisabethkirche gelegenen Glockengussanlagen (Eva BASSE, Alissa THEIß) und die Bleiwasserleitungen der Deutschordensherren aus dem zweiten Drittel des 13. Jhs. (Katrin ATZBACH, Stefan NOWAK) hervorgehoben. Im Jahre 2006 konnte ein wohl bis zur Auflösung der Deutschordensniederlassung 1809 genutzter Friedhof vor dem Westportal der Elisabethkirche ergraben werden (Christa MEIBORG: „Die Ausgrabungen an der West- und Südseite der Elisabethkirche in Marburg. Erste Ergebnisse der Kampagne 2006 im Bereich der ehemaligen Deutschordensniederlassung“, 66-73). Natascha NOLL verdeutlicht in ihrem gehaltreichen Beitrag zu „Medizin und der Dienst am Kranken im Mittelalter“ (74-93) den Charakter mittelalterlicher Hospitäler als Orte einer religiös motivierten Sorge um Arme und Kranke, die zugleich der Pflege und Behandlung der Kranken wie der Fürsorge für deren Seelenheil dienen. Irmtraut SAHMLAND beschreibt die Gründung der Hessischen Hohen Hospitäler (Haina, Merxhausen, Hofheim, Gronau) durch Philipp den Großmütigen im 16. Jh., durch die der

Landgraf – an die Tradition mittelalterlicher *caritas* anknüpfend – seiner moralischen Verantwortung als Landesherr zu einer organisierten sozialen Fürsorge für seine Untertanen in einzigartiger Weise Ausdruck verlieh; dieses Konzept staatlicher Fürsorge wird am Fallbeispiel des Hospitals Haina detailliert erörtert („Das Hessische Hohe Hospital Haina in der frühen Neuzeit“, 94-133). Seit dem ausgehenden 18. Jh. gewann in den Hospitälern die Medizin eine wachsende Bedeutung, eine Entwicklung, die auf den Wandel vom Hospital zum Krankenhaus vorausweist. Unter den Vorzeichen der Aufklärung wandelte sich der Dienst am Kranken grundlegend, wie Christina VANJA in ihrem Beitrag „Im Zeichen von Philanthropie und Naturwissenschaften. Der Dienst am Kranken im 19. und frühen 20. Jahrhundert“ (134-173) zeigt. In der Folge bildete sich ein Krankenhausbetrieb heraus, in dem wissenschaftlich fundierte Krankheitstherapien erfolgten. Der Artikel widmet sich den verschiedenen Einrichtungen zur Krankenversorgung in Marburg, dem Wirkungsort der heiligen Elisabeth, und schlägt dabei den Bogen vom Hospital der Heiligen bis hin zu den Marburger Universitätskliniken. Ein besonderes Augenmerk der Autorin gilt dem berühmten, in Marburg tätigen Chirurgen Ferdinand Sauerbruch, der in Buch und Film zu einer Ikone des philanthropischen und zugleich wissenschaftlichen Mediziners avancierte. Angesichts der immer weiter fortschreitenden Technisierung der modernen Medizin droht das Thema „Tod und Sterben“ immer mehr in den Hintergrund zu geraten. Der Beitrag von Gerhard AUMÜLLER, Matthias MENGEL und Friedhelm SCHUBERT „Behandeln, Leben und Sterben im modernen Krankenhaus. Die Medizin im 21. Jahrhundert und der Tod“ (174-209) thematisiert die Bedeutung der Pflege als eigenständiger Teil der modernen Gesundheitsversorgung mit einer eigenständigen Wissenschaft. Erläutert werden moderne Pflegekonzepte und die Ausbildung in den Pflegeberufen, so die Ausbildungskonzepte der Marburger Elisabeth von Thüringen-Akademie für Gesundheitsberufe, ferner die Konzeption der modernen Intensivpflege sowie schließlich der Umgang mit Todkranken und Sterbenden im Rahmen des ambulanten Hospiz- und Pflegedienstes – der erste Hospizdienst in Deutschland wurde 1974 in Marburg eingerichtet. Der Beitrag der Marburger Klinikpfarrerin Marion Kohl-Eckardt „Seelsorgerliche Begleitung von kranken und sterbenden Menschen in der Universitätsklinik“ (210-214) rundet den gelungenen, reich bebilderten und attraktiv gestalteten Band ab.

Gießen

Harald Winkel

Esther KRÄHWINKEL: Volksgesundheit und Universitätsmedizin. Kommunale Gesundheitsfürsorge in Marburg als Handlungsfeld von Stadt und Hochschule 1918 bis 1935 (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 142). Darmstadt und Marburg: Selbstverlag der Hessischen Historischen Kommission Darmstadt und der Historischen Kommission für Hessen 2004, 268 S., € 18,00 (ISBN 3-88443-096-3)

Die Studie führt in die einigermaßen komplexen Zusammenhänge des Auf- und Ausbaus einer Infrastruktur der Gesundheitsfürsorge mit einem differenzierten Angebot in Marburg im Zeitraum von 1918 bis 1935. Die genannten Eckdaten zeigen an, dass sich die Untersuchung zwar auf die Weimarer Zeit konzentriert, sich aber nicht an politischen Zäsuren orientiert. Im Zentrum der Betrachtung steht eine Kernphase in der Entwicklung der Sozialmedizin und Wohlfahrtspflege, die sich ganz wesentlich in kommunaler Verantwortung etablierte, während der Staat nur die allgemeinen gesetzlichen Rahmenrichtlinien setzte. Diese Strukturen kommunaler Selbstverwaltung in der Gesundheitsfür- und -vorsorge endeten mit der Umsetzung des „Gesetzes für die Vereinheitlichung des Gesundheitswesens“ (3. 7. 1934) im Jahr 1935.

Vorliegende Untersuchungen, die sich vor allem auf Großstädte beziehen, benennen als Impetus für diese Entwicklung eine Problemlage, die sich aus der Industrialisierung, den Le-

bensbedingungen in Ballungszentren und der sozialen Problematik eines hohen Arbeiteranteils ergab, die von dem ideologischen Topos des „gesunden Volkskörpers“ flankiert und durch die gesundheitlichen Folgelasten des Ersten Weltkrieges zusätzlich verschärft wurde. Krähwinkels Untersuchung ist eine weitere „Fallstudie“, allerdings steht ihr lokaler Bezugsrahmen unter völlig anderen Vorzeichen: Laut Reichsstatistik wurde die Universitätsstadt Marburg Mitte der 1920er Jahre mit 23.000 Einwohnern als eine „kleine Mittelstadt“ eingestuft, deren Sozialstruktur sich von der in den Ballungszentren ebenfalls sehr unterschied. Hier stellte die Arbeiterschaft nur einen sehr geringen Prozentsatz gegenüber einem hohen Anteil nicht arbeitender Bevölkerung, Pensionären und Studenten. Tatsächlich wurden unter diesen strukturell anders gearteten Bedingungen nun auch in Marburg die Elemente implementiert, die die zeitgenössische kommunale Gesundheitsfürsorge und Wohlfahrtspflege ausmachten und die als Angebot für die gesamte Bevölkerung bestanden: Säuglings- und Schulkinderfürsorge, Geschlechtskrankenfürsorge, Tuberkulosefürsorge, Trinkerfürsorge. Eine leichte Verzögerung im Vergleich zu anderen Standorten mochte auch damit zusammenhängen, dass man Marburg für „die zur Zeit [1898] wohl gesündeste Stadt“ (S. 71) hielt, nachdem man sich in der ersten Phase der Assanierung von Städten und Gemeinden sehr engagiert hatte und sowohl eine Trinkwasserversorgung wie ein Kanalisationssystem modernen Standards vorhalten konnte.

Aber eine solche ergebnisorientierte Darstellung ist nur ein Teilaspekt der Untersuchung. Das weitergehende und vorrangige Interesse der Studie zielt vielmehr auf die Handlungsebene. Ausgehend von den anderen Gegebenheiten in Marburg stand zu vermuten, dass auch die Problemlage sich anders als in Ballungsräumen darstellte, und so geht Krähwinkel den Fragen nach, von wem und mit welchen Argumenten hier die Initiativen zur Einrichtung der Fürsorgestellen ausgingen und wie diese Konzepte verhandelt wurden. Sehr überzeugend weist sie den herausragenden Stellenwert der Universitätsmedizin für diese Initiativen nach. Abgesehen von der allgemeinen Sorge um den „gesunden Volkskörper“ wurden weniger die sozialen Bedingungen für Gesundheit und Krankheit diskutiert; den Vertretern der Universitätsmedizin ging es vorrangig um den Erhalt und Ausbau des Standortes Marburg. Deren Initiativen für die Säuglings- und Schulkinderfürsorge standen in deutlicher Verbindung mit den Bemühungen um die Etablierung der Pädiatrie als eigenständiger Disziplin. In Parallele dazu ging der Impetus zur Einrichtung einer Geschlechtskrankenfürsorge mit dem Ziel der Emanzipation der Dermatologie und Venerologie als eigener Fachrichtung einher. Unterschiedliche Zielvorgaben führten Universität und Stadt in einem Zweckbündnis zusammen. Im Fall der Tuberkulosefürsorge zeigte sich das Klinikum angesichts der zunehmenden Versorgung in anderweitigen Krankenhäusern und Heilanstalten bemüht, sich auch weiterhin eine ausreichend große Patienten Klientel zu sichern, und in der Frage der Standortsicherung gelangten die Interessen von Stadt und Universität unmittelbar zur Deckung. Im Falle der Trinkerfürsorge hatten die Universitätsmediziner kein erkennbares Eigeninteresse; auch die Stadt sah keinen unmittelbaren Handlungsbedarf, so dass dieses Element nur durch das ausdauernde Engagement von Privatpersonen implementiert werden konnte.

Anschließend an diese strukturelle Analyse widmet sich die Untersuchung in weiteren Kapiteln der konkreten personellen und inhaltlichen Ausgestaltung der auf diese Weise in Marburg aufgebauten Infrastruktur kommunaler Gesundheitsfürsorge und Wohlfahrtspflege und stellt schließlich den Prozess der Verstaatlichung des Gesundheitswesens im Nationalsozialismus dar.

Die Studie besticht durch ihren klaren Aufbau und die stringente Struktur sowohl in der Abfolge der einzelnen Kapitel als auch in der Darstellung der einzelnen Abschnitte. Die Fülle des Materials, der Daten und Fakten wird auf diese Weise vorbildlich präsentiert, in sinnvollem Umfang durch selbst erstellte Diagramme unterstützt. Der Leser erhält einen differenzierten Einblick in Aufbau, Intentionen und Arbeitsweise des Gesundheitswesens in Marburg in

einer besonders dynamischen Phase seiner Entwicklung. Es werden Funktionsmechanismen gesundheitspolitischer Innovationen in Marburg offengelegt. Weitere Studien, zu denen diese Arbeit hoffentlich anregt, müssen zeigen, inwieweit die hier vorgelegten Ergebnisse für städtische Kommunen mittlerer Größe mit Universitätsstandort typisch sind.

Marburg

Irmtraut Sahmland

Parlamentarismus

Landtagsabschiede 1605-1647, hg. und bearb. von Günter HOLLENBERG (VHKH 48,10; Politische und parlamentarische Geschichte des Landes Hessen 33), Marburg: Historische Kommission für Hessen 2007, X u. 481 S., € 48,00 (ISBN: 978-3-7708-1304-9)

Mit dem vorliegenden vierten Band ist die Edition der hessischen Landtagsabschiede, welche die altständische, vorkonstitutionelle Zeit umfassen, abgeschlossen. Im ersten Band sind die Hessischen Landtagsabschiede von 1526-1603 (VHKH 48,5), im zweiten die Hessen-Kasselschen Landtagsabschiede 1649-1798 (VHKH 48,3), im dritten die Hessen-Darmstädtischen Landtagsabschiede 1648-1806 (Arbeiten der Hess. Hist. Komm. NF 22) und im vierten schließlich die hier vorliegenden Landtagsabschiede 1605-1647 (VHKH 48,10) ediert.

Diese 42 Jahre der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sind für die hessischen Territorien eine durch den Marburger Erbfolgestreit und den Dreißigjährigen Krieg geprägte unruhige Epoche. Der zwischen den beiden Hessen entstandene dynastische Streit wie auch der zwischen Landesherrschaft und Ritterschaft verhinderte allzu häufig einen geordneten Ablauf der Landtage. Dies lässt sich auch an der Vielzahl der einberufenen Landtage und landtagsähnlichen Versammlungen, die es 100 Jahre vorher und auch 100 Jahre nachher nicht gegeben hat, ablesen. Um eine ausufernde Dokumentation zu vermeiden, hat sich der Herausgeber für ein formales Kriterium für die Aufnahme in diesen Band entschieden, indem er „nur Dokumente derjenigen Landtage und landständischen Versammlungen aufgenommen [hat], die Beschlüsse schriftlich niederlegten“ (S. 1).

Neu an der Situation in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist die ständige Veränderung in der Zusammensetzung der Landtage aufgrund häufig wechselnder Gebietszugehörigkeit zu jeweils der anderen Seite der beiden Hessen. So verlor 1623 Hessen-Kassel die nördliche Hälfte Oberhessens an Hessen-Darmstadt, 1626 besetzte Hessen-Darmstadt die Niedergrafschaft Katzenelnbogen, die Herrschaft Schmalkalden und die südlichen und östlichen Teile Niederhessens, 1627 trat Hessen-Kassel Oberhessen, Schmalkalden und Niedergrafschaft Katzenelnbogen ab und erhielt 1628 den von Hessen-Darmstadt besetzten Teil Niederhessens wieder zurück. 1645-1647 eroberte Hessen-Kassel das nördliche Oberhessen (ohne das Hinterland um Biedenkopf), 1646 die Herrschaft Schmalkalden und erhielt 1647 die Niedergrafschaft Katzenelnbogen zurück. So geschah es, dass manche Landstände mal auf hessen-kasselschen und mal auf hessen-darmstädtischen Ständeversammlungen erschienen. Die Abtretung der Rotenburger Quart 1627/1628 führte dazu, dass die zugehörigen Städte Eschwege, Rotenburg, Sontra, Wanfried und Witzenhausen nicht mehr auf hessen-kasselschen Landtagen erschienen. Ähnliches geschah auf hessen-darmstädtischer Seite, nachdem Butzbach 1609, Homburg vor der Höhe 1622 und Braubach 1643 an Nebenlinien überlassen worden waren. Aufgrund dieser ständigen Wechsel zwischen den beiden Hessen rückt die Frage nach der Repräsentation in den Vordergrund.

Hessen als Ganzem fehlte eine Repräsentation, zumal die Landgrafen kein gemeinsames Kollegium mehr bildeten. In diese Lücke suchten die Landstände einzudringen, indem sie allgemeine Landtage wieder einzuberufen strebten. Damit hätten die Stände sich eine Posi-

tion über den Landgrafen verschafft. Beide Landgrafen verhinderten jedoch diese Zielsetzung und suchten ihre eigenen Ziele durchzusetzen.

In der Einleitung geht HOLLENBERG weiteren Fragen nach, wie dem Ablauf der Landtage, wer die Landstände repräsentiert oder den politischen Themen der Landtage, wie dem Marburger Erbfolgestreit, dem Verhältnis zu Kaiser und Reich oder dem Ständekonflikt.

Diese vierbändige Edition stellt die wichtigsten Quellen und Nachrichten zu den altständischen Landtagen in Hessen der Forschung zur Verfügung. Der Hoffnung des Herausgebers, dass die Edition beiträgt zur besseren Erkenntnis politischer Abläufe im Hessen der frühen Neuzeit, und auch genutzt wird „für vergleichende Forschungen zur Geschichte der ständischen Partizipation, der Repräsentation, der Konsensbildung und der Privilegierung, die über Hessen hinaus gehen“ (S. 2), ist beizupflichten. Insofern hat HOLLENBERG auch zugleich eine wichtige Quellensammlung für die vergleichende Landesgeschichte ediert, wofür ihm zu danken ist.

Marburg

Aloys Schwersmann

Rechts- und Verfassungsgeschichte

Quellen zur Rechtsgeschichte der Stadt Allendorf an der Werra und des Salzwerts Sooden. bearbeitet von Wilhelm A. ECKHARDT (VHKH 13,7), Marburg: Historische Kommission für Hessen 2007, XLVI u. 478 S., 4 Tafeln, € 27,00 (ISBN: 978-3-7708-1306-3)

Die Reihe der „Quellen zur Rechtsgeschichte der hessischen Städte“ wurde vor nahezu 90 Jahren begonnen, nämlich als Friedrich Küch 1918 den ersten Band für Marburg vorlegte. Danach folgten noch ein weiterer Band für Marburg sowie die Rechtsquellen für die Städte Fritzlar, Witzenhausen und Eschwege. Wie schon damals die Reihe mit „Städte[n] thüringisch-hessischen Ursprungs“ eröffnet wurde, so setzt hier mit Band 7 der Reihe Wilhelm A. ECKHARDT mit der durch den thüringischen Landgrafen gegründeten Stadt Allendorf diese Reihe fort.

Die archivalischen Quellen zur Rechtsgeschichte von Allendorf und des Salzwerts Sooden befinden sich im Stadtarchiv von Bad Sooden-Allendorf wie auch im Staatsarchiv Marburg. Einleitend stellt der Bearbeiter klar, dass aus der Masse der vorhandenen Quellen eine Auswahl getroffen werden mußte. Daher wurden nur Stücke, die für Recht und Verfassung der Stadt und des Salzwerts von unmittelbarer Bedeutung sind, aufgenommen. Entsprechend werden in der Einleitung zuerst die Urkunden, welche „die Voraussetzung für die Stadtgründung geschaffen haben“, behandelt. Danach folgen die Kopiare, die nicht mehr in Ausfertigung erhaltene Urkunden überliefern und schließlich befaßt er sich mit der von dem seit 1555 als Pfarrer in Sooden tätigen Johannes Rhenanus geschriebenen „Salzbi-bel“. Denn seit 1540 ist der Soodener Pfarrer in die Verwaltung des landgräflichen Salzwerts eingebunden. Es folgen die Editionsgrundsätze, Abkürzungen und Literatur.

Der Editionsteil der Urkunden folgt alten, heute vielfach – aus verständlichen Gründen – nicht mehr angewendeten Grundsätzen der Urkundenedition, indem ECKHARDT auch Urkunden aus Provenienz übergreifenden Archiven aufnimmt – hier kommt wohl glücklicherweise die langjährige Quellensammlung seines Großonkels und dessen ihm 1953 übergebenes Quellenmaterial der Wissenschaft zu Gute – und in der Manier des Archivars und Wissenschaftlers bietet er auf 360 Seiten den Vollabdruck von 181 Urkunden vermutlich mit bekannter Akrebie transkribiert. Dies ist vom Rezensenten zwar im Einzelnen nicht überprüft worden, aber eine in Kenntnis der überaus zuverlässigen Arbeitsweise des Editors zu verantwortende Aussage. Als Anhang folgt Johann Thöldes Beschreibung des Salzwerts Sooden bei Allendorf aus dem Jahre 1603. Anschließend wird die Edition der Salbücher von 1540, 1579 und 1587

sowie des Erbzinsregisters der Pfänner [um 1564?] abgedruckt. Abgeschlossen wird die Edition mit dem Index der Orte und Personen sowie einem Verzeichnis der Stadt- und Bürgersiegel, die am Schluss auf vier farbigen Tafeln abgebildet sind. Wenn Eckhardt im Vorwort feststellt, daß die Jahrzehnte mit der immer wieder erneuten Beschäftigung mit den Allendorfer Rechtsquellen nicht nutzlos waren, so zeigt das vorliegende Ergebnis, wie Recht er damit hat.

Marburg

Aloys Schwersmann

Martina SCHRÖDER-TEPPE: Wenn Unrecht zu Recht wird ... Das Schicksal jüdischer Rechtsanwälte im Bezirk der Rechtsanwaltskammer Kassel nach 1933, Gleichen: Wartberg 2006, 114 S., zahlr. Abb., € 19,90 (ISBN: 978-3-8313-1433-1)

Die vorliegende Publikation entstand im Zusammenhang einer Ausstellung zu einem wichtigen Aspekt der Justizgeschichte in der Zeit des Nationalsozialismus. Wie die Autorin in ihrem Vorwort bemerkt, sei die Idee dazu zwar erst 1995 geboren worden – „spät, aber noch nicht zu spät“. Seit dem 63. Deutschen Juristentag in Leipzig im Jahr 2000 war die Wanderausstellung „Anwalt ohne Recht – Schicksale jüdischer Anwälte in Deutschland nach 1933“ hierzulande unterwegs. Im Jahr 2004 war sie auch in Israel und den USA zu sehen. Wie schon eine Reihe anderer Anwaltskammern legt jetzt auch die Kasseler Vereinigung eine Veröffentlichung über die Schicksale jüdischer Berufskollegen nach 1933 vor.

Die Publikation bietet eine sorgsam recherchierte und detailreiche Dokumentation der Biographien von insgesamt 34 jüdischen Anwälten und Notaren, die vor und teilweise auch noch nach 1933 im Bezirk der heutigen Rechtsanwaltskammer Kassel tätig waren. Ausgeklammert bleibt dabei allerdings der früher zugehörige Landgerichtsbezirk Hanau. Die biographischen Fakten basieren auf umfassenden Archivstudien der Autorin. Gleichwohl belegen die zahlreichen Fragezeichen, dass viele Lebensläufe kaum mehr vollständig rekonstruierbar sind. Neben den tragischen Schicksalen der Ermordeten zeigen die biographischen Notizen aber auch sehr eindrucksvoll, auf welche Weise viele Betroffene ihre beruflich auswegslose Situation in der Heimat oder in der Emigration zu meistern gezwungen waren.

Vorangestellt ist eine Zusammenfassung der Ereignisse nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten mit besonderem Blick auf den Prozess der Ausgrenzung jüdischer Juristen. Dieser Darstellung ist eine Fülle erhellender Einsichten – nicht nur – zur Kasseler Lokalgeschichte zu entnehmen. Angefangen hatte die Diskriminierung mit dem so genannten Kerll-Erlass vom 31.03.1933. Der preußische Kommissar für das Justizwesen, Hans Kerll, wies damit die Justizbehörden an, jüdische Juristen aus ihren Ämtern zu entfernen. Zugleich wurden die bisherigen Standesvertretungen zwangsweise in den nationalsozialistischen Machtapparat eingebunden. Der Deutsche Anwaltsverein wurde aufgelöst und zur „Fachgruppe Rechtsanwälte im Bund Nationalsozialistischer Deutscher Juristen“ umgewandelt, bei dem nur noch „Rechtsanwälte deutschen (arischen) Blutes“ zugelassen waren. Im Zuge der Gesetzgebung zur „Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 07.04.1933 verbot der Staat schließlich „nicht-arischen“ Juristen generell die Ausübung ihres Berufs. Ausgenommen waren zunächst (bis 1938) Rechtsanwälte, die bereits seit dem 01.08.1914 zugelassen waren sowie jüdische Frontsoldaten des Ersten Weltkriegs nebst ihren Angehörigen.

Verdienstvoll ist, dass der Band neben den gesetzlichen Maßnahmen auch den individuellen Terror gegen Einzelpersonen nachzeichnet, wie z. B. die brutale Ermordung des Kasseler Anwalts Max Plaut, der Ende März 1933 an den Folgen schwerer Misshandlungen durch die SA starb. Mithin schließt die Publikation eine Lücke in der Justizgeschichte im nationalsozialistischen Staat. Lesenswert ist die Arbeit auch deswegen, weil vieles von dem, was am Beispiel der Rechtsanwaltskammer Kassel gezeigt werden kann, weit über den regionalen Zusammenhang hinausweist. Nicht unwichtig ist dabei die Tatsache, dass die Ausgrenzung jüdischer Anwälte und Notare zu einem guten Teil auf das Betreiben fanatischer Nationalsozialisten

sten in den eigenen Reihen zurückging. In Kassel waren es vor allem die Brüder Oswald und Roland Freisler, letzterer berüchtigt als Vorsitzender des „Volksgerichtshofs“ und Wortführer des demagogischen Schauprozesses gegen die Attentäter des 20. Juli im Jahr 1944. Schon vor 1933 hatte Roland Freisler in der Kasseler Lokalpolitik eine unrühmliche Rolle gespielt.

Eine abschließende kritische Anmerkung sei noch gestattet. Sie soll jedoch keineswegs das Verdienst dieser wichtigen Arbeit schmälern. Der wenig reflektierte Umgang mit dem höchst problematischen Begriff der „Assimilierung“ im Schlusswort stört ein wenig die ansonsten außerordentlich informative Lektüre. Das sollte aber niemanden davon abhalten, zu dieser faktenreichen Dokumentation zu greifen.

Kassel

Alexander Link

Stadt- und Ortsgeschichte

Frank-Roland KLAUBE: „miteinander vereinigt“ – Zur Geschichte der Kasseler Eingemeindungen. Gudensberg-Gleichen: Wartberg 2006, 48 S., zahlr. Abb., € 10,00 (ISBN 3-8313-1681-3)

Frank-Roland Klaube, Leiter des Stadtarchivs Kassel und damit hervorragender Kenner der Kasseler Stadtgeschichte, hat einen kleinen Band über die Kasseler Eingemeindungen zwischen 1898 und 1936 veröffentlicht, der sicherlich vor allem für die Kasseler Einwohner und im besonderen die Stadtteilbewohner von Interesse ist. Gleichwohl lassen sich an diesem, wie es zunächst scheint, für eine größere Leserschaft marginalen Thema relevante zeitgeschichtliche Phänomene aufzeigen.

Zum Inhalt: 1866 wird Kassel Hauptstadt der preußischen Provinz Hessen-Nassau mit dem Sitz vieler Behörden. Die ehemalige Kurfürstenresidenz bleibt einerseits Beamtenstadt, sie entwickelt sich zum anderen aber auch zu einem bedeutenden Industriestandort: So steigen etwa die Produktionszahlen der Maschinenfabrik Henschel und Sohn zum Ende des Jahrhunderts stark an, was viele Menschen anzieht und der Stadt ein neues Gepräge als Industriestadt gibt. Von 1866 bis 1895 steigt die Einwohnerzahl Kassels von ca. 40.000 auf über 81.000.

So ist der erste Grund für die Eingemeindungen das Bevölkerungswachstum; die Gemeinden am Rande der Stadt haben durch den Rückgang der Landwirtschaft schon kaum mehr dörflichen Charakter und wachsen zugleich nahe an die Stadtgrenze heran. Trinkwasserversorgung und die Kanalisation der Abwässer wird zum Problem: Gelöst werden kann es nur, wenn ein Anschluss an das tiefer gelegene Kasseler Kanalnetz erfolgt. So wird – auch durch den Druck der Bürger – als erster Stadtteil 1898 Wehlheiden eingemeindet. Erst 1906 folgen Wahlershausen, Kirchditmold, Rothenditmold und Bettenhausen. Verschiedene Aspekte spielen hier eine Rolle, wie Klaube herausarbeitet: In Wahlershausen ist es die Nähe zu Wilhelmshöhe und seinen neu erbauten städtischen Villen und Heilanstalten, die kanalisiert werden. In Kirchditmold rückt die wachsende Bevölkerung vor allem der Fabrikarbeiter und Eisenbahner die Frage der Kanalisation ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Abwässer gehen ungeklärt in Bäche und Gräben, und man befürchtet auch in anderen Stadtteilen dadurch eine Verseuchung. In den inzwischen zu Arbeiterstadtteilen avancierten Gemeinden Rothenditmold (mit dem Sitz von Henschel und Wegmann) und Bettenhausen mit seinem Mühlen- und Metallgewerbe ist die Situation ähnlich. Die Stadtteile sind baulich nah mit Kassel zusammengerückt und ihre Steuerkraft gilt als „nicht ungünstig“ – ein ganz entscheidendes Kriterium für die Stadt. Kassel besteht bei der wasserwirtschaftlichen Entsorgung auf Eingemeindung, was nicht ohne Konflikte abläuft – und setzt sich durch.

In der Weimarer Zeit ist zentrales Thema die Erschließung von Baugelände und die Schaffung von Wohnraum: Dazu werden bis 1928 u. a. die Domänen Fasanenhof und Kragenhof eingemeindet. Interessanterweise gibt es in den folgenden Jahren keine neuen Eingemeindungen.

gen; hier, so der Autor, haben wahltaktische Gründe eine Rolle gespielt: Niederzwehren, Oberzwehren und Harleshausen hatten eine Mehrheit der Linksparteien.

Erst 1936 vergrößert sich die Stadt weiter. Die so genannte „Denkschrift 1934“ bezieht sich auf die Gemeinden Harleshausen, Nieder- und Oberzwehren, Wolfsanger, Waldau und Nordshausen. Die Stadtobersten waren sich sicher, hier keine Probleme bei der Durchsetzung zu bekommen, da die Gemeindeparlamente bereits entmachtet waren. Ihr Interesse galt zum einen der städtebaulichen Entwicklung, da ein hoher Flächenbedarf durch die geplante Altstadtanierung zu erwarten war und neue Industriegebiete entstanden. Zum anderen standen Verwaltungsaspekte (Polizei und Feuerwehr) und – wie sich herausstellte – besonders militärische Gründe im Mittelpunkt. So holte sich der Bürgermeister Argumente beim Polizeipräsidenten, der in den Eingemeindungen eine Grundlage für die Bekämpfung staatsfeindlicher Umtriebe sah, denn in den Vororten gab es eine große marxistische Mehrheit. Aber erst Gauleiter Weinrich überzeugte den Regierungspräsidenten. In den Einzelverhandlungen sprechen die militärischen Argumente: Der Standortübungsplatz Kassel sei zu erweitern, was vor allem Niederzwehren betrifft. Der Eingemeindungsantrag spricht eine deutliche Sprache, sein Ziel ist es, „Raum für Bedürfnisse zu schaffen“ unter Hervorhebung der militärischen Interessen: Kassel als „Hauptwaffenplatz des Westens“.

Die Gemeinden, von denen sich nur Niederzwehren zu wehren versucht, werden vor vollendete Tatsachen gestellt. Wie sich die Eingemeindungen für die Bürger im Alltag auswirken, erfahren wir nicht weiter in diesem Band. Für sie gibt es allerdings kurz vor dem Kriegsausbruch andere Prioritäten, Sorgen und Bedürfnisse.

Die verschiedenen Aspekte, die zu den Eingemeindungen in der jeweiligen historischen Situation führen, und auch die Auseinandersetzungen darum hat der Autor verständlich dargestellt und in einen größeren Zusammenhang gebracht, der gleichwohl nur angerissen werden kann.

Der schmale Band enthält zahlreiche Fotos aus den Stadtteilen, die viele Kasseler Bürger – wie auch die Rezensentin, eine Kasselerin – vielleicht noch nicht kennen. Er trägt dazu bei, eine andere Perspektive einzunehmen, die Stadt von den Rändern aus zu betrachten und damit „Randständiges“ in den Blick zu nehmen, was heute selbstverständlich – fast mittendrin – dazugehört.

Marburg

Susanna Kolbe

Olaf DITZEL: Die Johanneskirche Stadtpfarrkirche zu Vacha (Beiträge zur Geschichte der Stadt Vacha 1). Vacha: Eigenverlag Olaf Ditzel (Books on Demand GmbH Norderstedt) 2004, 110 S., € 15,90 (ISBN 3-83340-918-5)

Herausgegeben vom Heimat- und Geschichtsverein Vacha erschien bereits 2004 als erster Band der Reihe „Beiträge zur Geschichte der Stadt Vacha“ der von dem Buchhändler Olaf Ditzel kenntnisreich und sorgfältig dokumentierte Band über die Stadtkirche des thüringischen Rhönstädtchens. In 5 Kapiteln werden die kirchliche Entwicklung im Raum Vacha, die Baugeschichte der Kirche, die gegenwärtige Ausstattung des Innenraums und die des Turms und der Glocken geschildert; es schließen sich 4 weitere Kapitel mit Original-Dokumenten zur Kirchengeschichte an, darunter eine Beschreibung der damaligen Stadtpfarrkirche St. Veit durch den Metropolitan Christian Alberti aus dem Jahr 1666. Ein Kapitel mit Eckdaten zu Vachas Kirchengeschichte und eine Pfarrerliste schließen die Darstellung ab. Ein sorgfältig ausgearbeiteter Registerteil mit Abkürzungsverzeichnis, Abbildungsnachweis, Literatur und Quellen sowie Ortsregister und über 230 Anmerkungen machen den Band dokumentarisch wertvoll und zeugen vom Engagement, den Archivstudien und der Belesenheit des Autors. In manchen Einzelheiten hätte man sich mehr Details gewünscht, etwa zur Person des Caspar von Widemarkter (1566-1621) als Vertrauensperson des Landgrafen Moritz des Gelehrten oder auch zu Georg Witzel, dem Reformator, der zum

Gegenreformer wurde, oder zu der eindrucksvollen Orgel aus dem 19. Jahrhundert, die sicher einen hohen Denkmalwert hat. Damit hat das Buch aber einen wichtigen Zweck erfüllt, nämlich Interesse zu wecken für einen Ort an der hessisch thüringischen Grenze, der in diesem Bereich ein kleines kulturelles bzw. kirchliches Zentrum bildet.

Marburg

Gerhard Aumüller

Horst HECKER: Frankenberg (Eder). Die 50er und 60er Jahre. Deutschland auf dem Weg zum Wirtschaftswunder. Horb am Neckar: Geiger-Verlag 2005, 84 S., zahlr. Abb. (ISBN: 3-86595-073-6)

Das hier vorzustellende Buch macht den Leser mit den Verhältnissen der früheren Kreisstadt Frankenberg vom Ende der 40er Jahre bis zur Gemeindegebietsreform 1970 bekannt. Eine besondere Bereicherung sind die gelungenen Illustrationen des Bandes, die alle wichtigen Bereiche des damaligen städtischen Lebens optisch transparent machen und einerseits bei denen, die in jener Zeit groß geworden sind, Erinnerungen wachrufen und zur näheren Beschäftigung mit ihnen anregen und zum anderen den Jüngeren einen Eindruck vom Aussehen der damaligen Stadt und den sich im Lauf der Zeit vollziehenden Veränderungen vermitteln. In seiner kurzen Einführung umreißt der Verfasser Horst Hecker die Kernpunkte der Frankenger Stadtentwicklung in den zwei Nachkriegsjahrzehnten, die zunächst das vom Zustrom der Heimatvertriebenen verursachte Wohnungsproblem lösen musste, um danach im Zuge des Wirtschaftswunders einen allgemeinen Bauboom zu erleben, der zur Anlage von Industriebetrieben und neuen Wohnsiedlungen führte. Dieser positiven Veränderung stand aber der zunehmende Verfall der historischen Altstadt gegenüber, ein Trend, den Frankenberg mit vielen anderen Städten in der Nachkriegszeit teilte. Die 1967 eingeleitete Altstadtsanierung brachte zwar eine deutliche Verbesserung der Lebensqualität in den betroffenen Stadtvierteln, führte aber zum Verlust wertvoller Bausubstanz in der traditionsreichen Fachwerkstadt. Des Weiteren erfährt der Leser hier einiges aus dem damaligen kulturellen und gesellschaftlichen Leben, wofür die 700 – Jahrfeier im Jahr 1947 und das erstmals 1950 gefeierte Illerfest Beispiele sind.

Den nachfolgenden Bildteil leitet ein Blick auf den Obermarkt Anfang der 60er Jahre mit seinem geschlossenen Ensemble historischer Fachwerkhäuser ein, von denen ein großer Teil der 1967 beginnenden Altstadtsanierung zum Opfer fiel. Am Beispiel eines Fotos der Wilhelmstraße aus dem Jahr 1950 – heute eine der verkehrsreichsten Straßen der Stadt –, die damals noch gefahrlos von Fußgängern und Radfahrern passiert werden konnte, zeigt sich die Entrücktheit der damaligen Verhältnisse von der heutigen Zeit. Darüber hinaus machen die Bilder den jüngeren Leser mit Persönlichkeiten wie dem Landrat Horst Kohl und dem Bürgermeister Wilhelm Falkenstein bekannt, die die Geschehnisse der Stadt in einer wichtigen Phase entscheidend geprägt haben. Weitere interessante Motive beinhalten Fotos der „Frankenberger Burgspiele“, der Ersten Frankenger Leistungsschau, des Maizuges 1959 und des Frankenger Bahnhofes, als dort noch rege Betriebsamkeit herrschte.

Der von Helmut Engisch eingeleitete Abschnitt „Brave Zeiten, wilde Zeiten“ vermittelt anhand von Fotos und Plakaten einen Eindruck von wichtigen Ereignissen und Veränderungen in der Bundesrepublik 1950-1969 und skizziert damit den Hintergrund, vor dem sich die Verhältnisse in Frankenberg entfaltet und ihren Lauf genommen haben.

Berlin

Stefan Hartmann

Horst HECKER: Die Reihe Archivbilder. Frankenberg (Eder). Erfurt: Sutton-Verlag GmbH 2006, 127 S., zahlr. Abb., € 17,90 (ISBN: 3-89702-950-2)

Dieser reich illustrierte Bildband vereinigt Fotos aus der Geschichte Frankenbergs von 1870 bis etwa 1960 und dokumentiert anschaulich den Lebensalltag in der Illerstadt während eines ganzen Jahrhunderts. Die ersten fotografischen Aufnahmen stammen höchstwahrscheinlich von Ludwig Bickell, dem späteren ersten preußischen Landeskonservator der Provinz Hessen-Nassau, und dem Kasseler Fotografen Jean Appell. Vor allem Bickell, der zwischen 1870 und 1890 wiederholt Frankenberg besuchte, gelang es, das Bild einer Ackerbürgerstadt mit Misthaufen, hohen Brennholzbergen und Leiterwagen vor den Türen zu konservieren und Verhältnisse zu skizzieren, die meilenweit von den heutigen entfernt waren. Daneben prägten drei einheimische Fotografen das Bild vom alten Frankenberg: vor allem der Begründer der ersten „Photographischen Anstalt“ in der Illerstadt, Ferdinand Gilbert (1871-1935), der Buchdrucker und Buchhändler Franz Kahm junior (1881-1961) und der Buchbinder Bruno Zimmermann (1872-1957), dessen im letzten Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg entstandene Aufnahmen der Frankenberger Gesellschaft zu den eindrucksvollsten Porträts aus jener Zeit gehören. Nach den Angaben Horst Heckers, dem die Auswahl und Zusammenstellung der Aufnahmen zu verdanken ist, entstammt ein Großteil des hier verwendeten Materials der reichen Hinterlassenschaft der genannten Fotografen. Insgesamt handelt es sich um 218 Fotos, von denen die meisten hier erstmals veröffentlicht werden. Wenn sie auch eine versunkene Epoche widerspiegeln, lassen sie doch erkennen, dass Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft untrennbar zusammengehören, indem sie sich gegenseitig bedingen. Das verbindende Glied ist das Wirken der Menschen, das Hecker nach einem einleitenden Kapitel, das alte Ansichten von Frankenberg, von Straßen, Gassen und einzelnen Häusern präsentiert, unter den besonderen Aspekten der Arbeitswelten, Kindheit und Jugend, Schule und Ausbildung, Freizeit, Sport und Kultur, Vereine und Gemeinschaften, Feste und Feiern sowie Persönlichkeiten dem interessierten Leser nahebringt.

Der Band beeindruckt durch die ausnahmslos gute Qualität der Bilder, die ein Schlaglicht auf die wirtschaftlichen und sozialen Strukturen einer Kleinstadt zwischen dem Kaiserreich und der frühen Bundesrepublik werfen. Wieweit diese allerdings typisch waren für diese Region, kann nur eine sorgfältige komparative Betrachtung erweisen, wozu dieses Buch nützliches Material enthält. Jedes der hier veröffentlichten Fotos hat eine besondere Aussagekraft zu bestimmten Lebenssituationen der Menschen. Von den vielen beeindruckenden Bildern seien das Porträt des Landwirts und Holzfällers Konrad Werner auf dem Untermarkt um 1939, die jüdische Metzgerei Freund am Pferdemarkt 3 um 1910 und die Frankenberger Musterungsburschen 1937 vor dem Rathaus, was den kommenden Krieg ahnen lässt, als Beispiele genannt. Die Fotos aus der Zeit des Dritten Reiches lassen allerdings Hinweise auf die nationalsozialistische Gewaltherrschaft mit ihren Verfolgungen von Juden und Andersdenkenden vermissen. Zur besseren Orientierung hätte auch eine chronologische Anordnung der Bilder in den einzelnen Kapiteln beigetragen.

Berlin

Stefan Hartmann

Wilhelm HELLWIG, Lothar GERLACH: Korbach (Die Reihe Archivbilder). Erfurt: Sutton-Verlag 1998/2006, 128 S., 231 Abb., € 14,90 (ISBN 3-89702-100-5)

Das von Lothar Gerlach und dem verstorbenen langjährigen Korbacher Stadtarchivar Wilhelm Hellwig bereits 1998 herausgegebene Bändchen vereinigt eine Fülle von Stadt- und Detailansichten Korbachs, die in Form eines Stadtrundgangs angeordnet sind. So bieten Gegenüberstellungen von Aufnahmen aus unterschiedlichen Zeiten interessante Einblicke in die Abläufe von Entwicklungen in der Zeit zwischen 1890 bis etwa 1970. Übergeordnete Faktoren wie der Anschluss an das überregionale Eisenbahnnetz, die Industrialisierung und die mit der Bevölkerungszunahme und dem zunehmenden Verkehr erzwungenen Veränderungen in der

Verkehrsführung und dem Umbau oder Abbruch und Neubau von Gebäuden haben zu einem teilweise dramatischen Umbruch im Stadtbild geführt. Dies erschließt sich allerdings weitgehend nur dem Ortskundigen; vor allem sind auch die in dem kenntnisreich verfassten Text genannten Personen zumeist nur dem gebürtigen älteren Korbacher bekannt.

Als heimatliches Erinnerungsbuch dürfte das liebevoll gestaltete Bändchen deshalb vor allem für diesen Personenkreis von besonderem Interesse sein.

Marburg

Gerhard Aumüller

Frank TÖNSMANN (Hg.): Brücken. Historische Wege über den Fluss. 13. Kasseler Technikgeschichtliches Kolloquium. Kassel: kassel university press 2006, 101 S., € 9,50 (ISBN: 3-89958-117-2)

Brücken gehören unzweifelhaft zu jenen Ingenieurbauwerken, die aufgrund ihrer Architektur und ihrer Ausmaße immer wieder Interesse und Bewunderung gefunden haben und weiter finden. Während man bereits in der Antike Steinbogenbrücken baute, prägte der Bogen als Tragsystem – schon bei den Etruskern im 4. Jahrtausend v. Chr. gebräuchlich – den Brückenbau auch im Mittelalter. Erst in der Modernen Zeit standen Analyse- und Bemessungsverfahren zur Verfügung, welche die Vielfalt der heutigen Konstruktionen, mit Spannweiten von über 100 Metern, möglich machten. Dem faszinierenden Thema Brücken und ihre Vorläufer widmete sich im Jahre 2005 auch das 13. Kasseler Technikgeschichtliche Kolloquium, dessen Beiträge nun unter dem Titel „Brücken. Historische Wege über den Fluss“ vorliegen.

Unter der Überschrift „Die Brücken im Imperium Romanum“ schildert zunächst Helmut SCHNEIDER die Leistungen der Römer im Brückenbau, deren Bauwerke gerade durch die Verbindung von Funktionalität, Festigkeit und Schönheit eine faszinierende Wirkung auf den modernen Betrachter ausübt. In ihren Beiträgen über die Geschichte des Stahlbrückenbaus und die Geschichte der Betonbrücken zeigen Frieder Thiele beziehungsweise Ekkehard Fehling und Torsten LEUTBECHER die Entwicklung in der Modernen Zeit in Abhängigkeit von der Fertigung und der rechnerischen Analyse und Bemessung auf und erläutern dies an zahlreichen Beispielen. Zwei Beiträge beschäftigen sich mit der Region. Frank TÖNSMANN berichtet von den Furten, Fähren und Schiffsbrücken in Nordhessen, Albrecht Hoffmann rekonstruiert den Weg über die Fulda in Kassel, von der Furt über die Holzbrücke bis hin zur Stahlbetonkonstruktion für die Fuldabrücke. Unter der Überschrift „Ingenieurbauwerke in Hessen“ stellen schließlich Werner SEIM und Uwe PFEIFFER eine Online-Präsentation zu Ingenieurbauwerken in Hessen vor, wobei sie die Kriterien für die Auswahl der Objekte erläutern, ebenso wie die Arbeitsweise bei der Bearbeitung sowie die Gliederung und die Struktur der „Homepage“ (www.ingenieurbauwerke-hessen.de).

Die Veröffentlichung wendet sich, wie dem Geleitwort zu entnehmen ist, „nicht nur an Bauingenieure, die Neues über die Geschichte ihres Faches erfahren, sondern auch an technikgeschichtlich interessierte Historiker und an die Bürger der Region Nordhessen, die Aspekte ihrer Heimatgeschichte kennen lernen, über die selten geforscht und publiziert wird.“ Wer sich für Brücken beziehungsweise Technikgeschichte interessiert, wird den schmalen, mit Schwarzweißabbildungen reichlich illustrierten Band mit Begeisterung zur Hand nehmen, wobei die grundlegenden Beiträge ebenso spannend zu Lesen sind wie diejenigen zur Regionalgeschichte.

Bad Staffelstein

Hubert Kolling

Territorien, Herrschaften

Hans PHILIPPI: Die Landgrafschaft Hessen-Kassel 1648-1806 (VHKH 46), Marburg, N.G. Elwert 2007, 115 S. € 15,00 (ISBN: 978-3-7708-1303-2)

Die Historische Kommission für Hessen hat zum 90. Geburtstag ihres Mitglieds Hans Philippi dessen für das Handbuch der hessischen Geschichte vorgesehenen Beitrag als Monographie herausgegeben. Das Manuskript war bereits 1990 abgeschlossen, wurde aber 1999 noch einmal durchgesehen und ergänzt.

Die Darstellung bietet eine Einführung in die Geschichte der Landgrafschaft Hessen-Kassel, wobei ein deutlicher Schwerpunkt auf Diplomatie- und Kriegsgeschichte gesetzt wurde, vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis 1806 entlang der biographischen Skizzen der Landgrafen. Die Darstellung setzt mit Landgraf Wilhelm VI. ein, der die Landgrafschaft nach den schweren Verwüstungen des Krieges konsolidierte, zum einen wurden die Schulden abgetragen, zum anderen der Landfriede durch landesherrliche Bestimmungen eingeschränkt, beides Maßnahmen, um Handel und Wandel zu fördern und eine solide Grundlage für eine ambitionierte Außenpolitik zu legen, ein Recht, das der Westfälische Friede im Rahmen des *ius belli et pacis* den Landesfürsten zugestanden hatte. Auch der Vergleich mit der hessischen Ritterschaft im Jahr 1655 beendete einen Konflikt, der seit der Regierungszeit Landgraf Moritz' das beiderseitige Verhältnis vergiftet hatte. Landgraf Karl erkannte die Notwendigkeit, sich durch die Schaffung eines kriegstüchtigen Heeres eine starke Position innerhalb der langwierigen Auseinandersetzung zwischen Frankreich und der Habsburger Monarchie zu verschaffen, konnte man doch als armer Reichsstand Quartierforderungen zurückweisen. Dennoch, erste Versuche, sich als armer Reichsstand aufzuschwingen, überforderten die Landgrafschaft, denn nachdem der Reichskrieg gegen Frankreich 1684 beendet war und die Truppen nicht mehr benötigt wurden, stand Hessen-Kassel vor dem Ruin. Erst 1687 wurde die Landgrafschaft durch den Kaiser als armer Reichsstand anerkannt. Zum Glück für die angespannten Staatsfinanzen begann 1689 ein erneuter Reichskrieg, Landgraf Karl schloß einen Subsidienvvertrag mit den Seemächten, allerdings flossen die Subsidien nur spärlich, auch die innere Verschuldung wuchs. So war die Aufstellung von großen Truppenkontingenten, die auf Dauer nicht aus eigenen Mitteln finanziert werden konnten und daher vermietet werden mußten, ein ständiger Balanceakt, der im Grunde genommen eine eigenständige wirksame Außenpolitik verhinderte. Zwar gelang der Landgrafschaft 1720 unter Friedrich I. der Erwerb der schwedischen Königskrone, doch war damit mehr Ruhm als Nutzen verbunden, denn die finanzielle Belastung war erheblich. Letztlich blieb das Land auf Subsidien angewiesen, die Armee wurde zum Motor des Landes und Friedenszeiten wirkten sich ungünstig auf die Staatsfinanzen aus. Im Siebenjährigen Krieg wurde dann deutlich, daß Hessen-Kassel Spielball der großen Mächte, darunter bereits Preußen, war, Landgraf Wilhelm VIII., der sich 1757 trotz aller Truppenvermietungen für neutral erklärte, setzte sich bei der Besetzung des Landes durch die Franzosen nach Hamburg ab, das Land wurde Schauplatz der Kriegshandlungen. Preußen wurde mit der Regierungszeit Landgraf Friedrichs II., der in preußischen Diensten gestanden hatte, Vorbild bei der Behördenreform (Einführung der Landratsämter) und beim Ausbau des Militärstaats (Übernahme der Kantonsverfassung). Landgraf Friedrich II. eiferte seinem großen Vorbild in Berlin nach, ohne auch nur annähernd dessen Weitblick und Organisationsgabe zu besitzen. Aber die Hohenzollerndynastie hatte mit dem Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen bereits drei ungewöhnlich begabte Herrscher hervorgebracht, ein Glücksfall, der dem Haus Hessen versagt blieb. Gerade Friedrich II. gelangte durch den 1776 mit England geschlossenen Subsidienvvertrag zur Vermietung hessischer Truppen im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg in einen außerordentlich schlechten Ruf, Friedrich Schillers „Kabale und Liebe“ legt ein beredtes Zeugnis – konkret am Beispiel Württemberg – von der Empörung der Aufklärung über diese Praxis ab. Landgraf Wilhelm IX.

gelang wenig, selbst der Annexion von Bückeburg 1787 war nach dem Beschluß der Exekution durch den Reichshofrat kein Erfolg beschieden. Die französische Revolution besiegelte schließlich das Schicksal der Landgrafschaft Hessen-Kassel, der Kurfürstentitel 1803 endlich gewonnen, befriedigte zwar den Stolz Landgraf Wilhelm IX., der hessische Phyrus mußte schließlich vor den Franzosen nach Gottorp fliehen und spielte auch nach der Wiederherstellung Hessen-Kassels keine rühmliche Rolle. Natürlich gehörten die Schloß- und Parkbauten in der Residenzstadt Kassel Ende des 17. Jahrhunderts zu den Höchstleistungen der Zeit, auch die landgräflichen Sammlungen, insbesondere auf dem naturwissenschaftlichen Gebiet, waren bedeutend und schließlich wurde Kassel eine der hervorragendsten Pflegstätten der Musik. Entscheidend aber war, daß es Hessen-Kassel im 18. Jahrhundert nicht gelang, und Brandenburg-Preußen hatte gewiß keine besseren Ausgangsbedingungen, sich aus dem Mittelmaß zu lösen, einen bedeutenden außenpolitischen Part zu übernehmen, sich innovativ bei der Gestaltung der inneren Verwaltung zu erweisen und sich letztlich so die Eigenständigkeit zu erhalten.

Der Autor hat eine gut lesbare, konzise Einführung vorgelegt, die sich gerade für Studenten oder „Neu-Hessen“ zur ersten Information über die großen Linien und Entwicklungen der hessischen Landesgeschichte eignet. Die Darstellung bietet solide Ereignisgeschichte, neue Forschungsergebnisse oder eine umfassende Einordnung der Landgrafschaft Hessen-Kassel in die politischen Verhältnisse des Alten Reiches kann sie nicht leisten.

Marburg

Steffen Arndt

Eckhart G. FRANZ: Das Haus Hessen. Eine europäische Familie. Stuttgart: W. Kohlhammer 2005, 253 S., € 18,00 (ISBN: 3-17-018919-0)

Vorgelegt wurde mit dieser Gesamtdarstellung der Geschichte der hessischen Landgrafenfamilie eine politische Geschichte Hessens seit 1248, als Heinrich I., ein jüngerer Herzog von Brabant, nach Hessen kam, um das Erbe der Ludowinger anzutreten. Seine Mutter Sophie setzte schließlich die Brabanter Ansprüche zumindest teilweise gegen den Wettiner Heinrich durch. Eingebettet in die Reichsgeschichte werden die oftmals verworrenen Familienverhältnisse vor den Augen des Lesers entflochten. Hervorgehoben wird immer wieder die Bedeutung der Fürsten in den verschiedenen historischen Epochen bis hin zur Gleichsetzung von Land und Dynastie. Weniger in den Blick geraten die Kosten der Adels Herrschaft für die deutsche Geschichte im allgemeinen und die hessische im besonderen, vor allem im 19. Jahrhundert. Die Geschichte einiger bedeutender weiblicher Familienmitglieder, vor allem die Regentinnen seit Anna von Mecklenburg, gerade das 17. Jahrhundert war die Zeit großer Frauen, Amalie Elisabeth, Hedwig Sophie und Elisabeth Dorothea, wird zurückhaltend dargestellt. Manche Anekdote am Rand mitnehmend, wird die Darstellung im 20. Jh. familiärer, die Verstrickungen einzelner Mitglieder des Hauses im Nationalsozialismus nicht verschwiegen, letztendlich aber als unbedeutend bewertet. Vorgelegt wurde hier ein souveräner, flüssig geschriebener Überblick über die hessische politische Geschichte in der Zeit der Herrschaft des Hauses Brabant.

Gotha

Thomas Fuchs

Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Maschinenbau in Fulda. Klein & Stiefel 1905-1979 (Vonderau Museum Fulda Katalog 16). Petersberg: Imhof 2006, 48 S., 39 Abb., € 4,95 (ISBN 3-86568-067-4)

So selten es ist, dass ein historisches Museum einen zeitgenössischen Industriezweig - hier 2006 den Maschinenbau im Vonderau Museum Fulda - durch eine Ausstellung würdigt und

als geschichtliches Thema erschließt, so gut ist es dem Museum mit diesem Begleitband gelungen, die Erträge auch über die Ausstellungszeit hinaus zu sichern. In knapper, aber angemessener Form wird mit diesem Band ein gutes Beispiel dafür geboten, wie für Fachhistoriker und interessierte Laien gleichermaßen regionale Industriegeschichte gerade außerhalb der bekannten industriellen Zentren dokumentiert und analysiert werden kann.

Eingeleitet wird das Buch durch einen Beitrag von Thomas Heiler „Grundlage der Fuldaer Industriegeschichte im 19. und 20. Jahrhundert“, der die - nach ersten Industrialisierungsansätzen - entscheidende Wirkung des Eisenbahnanschlusses 1866 hervorhebt. Dieser Schub wirkte nicht nur auf die Fortentwicklung der sich aus den etablierten handwerklichen Strukturen (Textil, Kerzen) entwickelnden Industrien, sondern führte auch zu Zuzug und Aufbau neuer Industriezweige (Eisenverarbeitung, Gummi, Maschinenbau) - auch aufgrund des guten Arbeitskräfte- und Flächenangebotes. Interessant sind die Hinweise auf Möglichkeiten, diese industriellen Anfänge noch heute im Stadtbild wiederzufinden.

Im anschließenden Beitrag von Georg Klein „Klein & Stiefel - Ein Familienunternehmen im Lichte der Fuldaer Industriegeschichte“ erfolgt die plastische Konkretisierung anhand der Firmengeschichte des 1905 bis 1979 tätigen Holzbearbeitungsmaschinenherstellers. Vor dem Hintergrund der politischen Einflüsse, vor allem der beiden Weltkriege, der Weltwirtschaftskrise und des Wiederaufstiegs in der Nachkriegszeit, werden sämtliche unternehmensrelevanten Fragen anschaulich geschildert und in Kurzbiographien die Unternehmerpersönlichkeiten dargestellt - einschließlich der Emigration der Familie des bereits früh verstorbenen jüdischen Mitgründers Edwin Stiefel. Besonderes Augenmerk kommt dem Erfordernis der Anpassungsfähigkeit des Unternehmens an die unterschiedlichsten wirtschaftlich-technischen wie menschlich-sozialen Herausforderungen der jeweiligen Zeit zu. Auch ohne wirtschaftshistorischen Hintergrund und Apparat gelingt es dem Autor, diese vielfältigen Prozesse einer branchentypischen Firmengeschichte des 20. Jahrhunderts - einschließlich der schwierigen Entscheidung zur Schließung – schlüssig aufzuzeigen.

Kassel

Friedrich Frhr. Waitz von Eschen

Bunte Kannen – Bunte Schüsseln. Marburger Töpferei des 19. Jahrhunderts. [Katalog zur Ausstellung] Marburger Universitätsmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, 1. Mai bis 26. Juni 2005, Freilichtmuseum Hessenpark, Neu-Anspach, 24. Juli bis 4. September 2005. Red.: Jürgen WITSTOCK, Karl BAEUMERTH, Thomas SCHINDLER, Marburg/Neu-Anspach 2005, 117 S., zahlr. Abb. farb. u. sw, (ISBN: 3-925430-45-8)

Seit Ludwig Bickells Sammelleidenschaft dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde (VHG) einen umfangreichen Fundus kulturhistorischer Sachgüter in den Marburger und Kasseler Museumsbeständen zugetragen hat, nimmt die Keramik darin einen nicht unbedeutenden Platz ein (dazu demnächst Katharina Schaal im Tagungsband „Keramik und Landesgeschichte“). Doch sind nicht allein zur Fayence-, Steingut- und Porzellanherstellung, sondern auch zur Irdenware noch heute längst nicht alle Fragen, die Adolf Spamer mit seinen „Vorbemerkungen zu einer Darstellung der hessischen Töpfer- und Zieglerkunst“ 1933 in den Hessischen Blättern für Volkskunde entwarf, beantwortet. Immerhin wurden gerade zur Irdenware in volkskundlicher Forschung (und Ausstellung) in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Arbeiten vorgelegt, u.a. von Alfred Höck, Joachim Naumann, Ulf Leinweber, Karl Baeumerth, Gerd J. Grein und Walter Stolle. Ein gemeinsames Ausstellungsprojekt der Museen in Marburg und Neu-Anspach hat nun mit dem zur Ausstellung vorgelegten Katalog die Sammlungsbestände zur Marburger Ware des 19. Jahrhunderts in hessischen und außerhessischen Museen erfasst; so sind in diesem Katalog enthalten Berichte über die Bestände im Museum Europäischer Kulturen in Berlin (Konrad VANJA, Thomas SCHINDLER), im Hetjens-Museum/Deutschem Keramikmuseum Düsseldorf (Sally SCHÖNE), im Bayerischen Nationalmuseum München (Ingolf BAUER)

und im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg (Thomas SCHINDLER). Der großteils farbig illustrierte Katalogteil zeigt in chronologischer Reihe die für Entwicklung, Gestaltung und Funktionalität der Marburger Ware bezeichnenden Exponate und trägt zur Korrektur und Differenzierung des Klischeebildes von „Marburger Dippercher“ bei.

Im Aufsatzteil hat bereits Thomas SCHINDLER in seinem umfangreichen Beitrag zur Marburger aufgelegten Ware (S. 9-58) Forschungsstand, Werkstätten und Produktion (sowie Gewinnung und Bezug von Rohstoffen), lokalen Handel und Export, Gefäßtypen, Dekorarten und –motive behandelt und einen besonderen Blick auf die Imitationen gerichtet, die nicht selten Zuordnung und Datierung erschweren. Eckart BÜXEL fasst seine als Marburger Stadtschrift 46 erschienene Studie zu den Auswirkungen der Gewerbeförderung in Kurhessen auf das Marburger Töpferhandwerk im Artikel „Wedgewood für Kurhessen“ zusammen; die auch in der Ausstellung gezeigte (und hier abgebildete) gegossene Schale aus der Werkstatt Ludwig Schneider wird damit in einen Bezug zu den Versuchen gestellt, mit Gipsformen angefertigte „Galanterieware“ (durchbrochene Körbchen und Obstteller) als industrielle Produktion aufzunehmen, die aber in Marburg scheiterten. Ein sehr gehaltvoller Beitrag des leider viel zu früh verstorbenen Keramikenners Karl BAEUMERTH zur familiären Vernetzung eines Berufsstandes in Mittelhessen am Beispiel der Marburg-Butzbacher Häfnerfamilie Keppler (Cappeler) veranschaulicht die sozialen und familiengeschichtlichen Voraussetzungen für analoge Entwicklungen der Produkte; die aus den Sippenbüchern Marburg (Stahr), Sontra (Sippel) und Butzbach (Müller) sowie archivalischen Quellen (Stadtarchiv und Pfarrarchiv Butzbach) exzerpierten genealogischen Daten vermitteln exemplarisch jene dichten, auf die Produzenten und nicht bloß aufs Produkt gerichteten Perspektiven, die Spamer für die Aufarbeitung der hessischen Töpferkunst gefordert hatte. So darf der Katalog als Baustein nicht nur zur hessischen Keramikforschung, sondern zur Erforschung der Geschichte materieller Kultur in Hessen begrüßt werden.

Marburg

Siegfried Becker

Christopher ERNESTUS: Tagelöhner, Zunftmeister, Stadtschreiber. Städtisches Leben im 16. und 17. Jahrhundert im Spiegel einer Marburger Bürgerfamilie (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur 81), Marburg 2005

Die Darstellung städtischen Lebens aus der Perspektive einer Familie stellt sowohl für die Stadtgeschichtsforschung als auch für die Familiengeschichtsforschung eine eher ungewöhnliche Herangehensweise dar. Dass dies indes ein viel versprechender Zugriff sein kann, verdeutlicht Christopher Ernestus' gründliche Studie über seine Vorfahren, die Marburger Familie Ernst, deren wechselhaftes Schicksal der Verfasser, gestützt auf eine breite archivalische Quellengrundlage, für die Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts nachzeichnet.

Am Beginn der Darstellung steht Ludwig Ernst (um 1515/18-1567/68), der für die Stadt Marburg in verschiedenen Funktionen tätig war, zunächst als ungelerner Tagelöhner und „Unterstadtknecht“, später als mit den gelernten Handwerkern annähernd gleichgestellter Werkmeister. Der Schwerpunkt seines Schaffens lag im städtischen Bauwesen und hier vor allem im Bereich der Brunnenleitungen, für die Ernst als Werkmeister zuständig war. Ausführlich schildert der Verf. die verschiedenen Projekte, an denen Ludwig Ernst beteiligt war – darunter der Wiederaufbau der 1552 eingestürzten Weidenhäuser Brücke –, wie auch dessen Arbeitszeiten und Entlohnungen. Besonderes Interesse verdient die für Marburg so noch nicht geleistete Schilderung des Amtes des „Unterstadtknechts“, der Aufgaben im Bereich des Bauwesens mit obrigkeitlichen Tätigkeiten zur Unterstützung der beiden Stadtknechte verband.

Der Aufstieg des Vaters setzte sich bei Ludwigs Sohn Dietrich (um 1535/40-1611) zunächst fort. Derselbe erlernte das Schneiderhandwerk, fungierte als Zunftmeister der Marbur-

ger Schneiderzunft und war Anfang der 1580er Jahre aufgrund des Unterrichts im Lesen, Schreiben und Rechnen, den er in seinen Jugendjahren genossen hatte, sogar in der Lage, für kurze Zeit das Amt des Unterbürgermeisters und Stadtkämmerers zu begleiten. Allerdings setzte zu dieser Zeit bereits die Verschuldung der Familie ein, die zusehends verarmte. Auch agierte Dietrich beim Erwerb und Verkauf von Häusern und Grundstücken wenig glücklich.

Mit finanziellen Schwierigkeiten hatte auch Dietrich Ernsts gleichnamiger Sohn (1575-1635) lange Zeit zu kämpfen. Dieser durchlief zunächst die höhere Schulbildung am Marburger Pädagogium und möglicherweise auch an der dortigen Universität, bevor er 1596 u. a. zu Bildungszwecken nach Livland reiste. Seine erste feste Anstellung erhielt er 1602 als Stadtschreiber im kleinen „Ackerbürgerstädtchen“ (S. 264) Gemünden an der Wohra, das er freilich um 1613 nach einem aufreibenden Beleidigungsprozess wieder verließ. Erst um 1622 war er wieder als Stadtschreiber beschäftigt, diesmal in Wetter, wo er zugleich das Amt des Spitalmeisters übernahm. Später war er dann als Gerichtsschreiber tätig. Ähnlich wie sein Vater, der in den Marburger Kirchentumult von 1605 verwickelt gewesen war, wurde auch Dietrich Ernst, da er Verbindungen zu reformierten Kreisen hatte erkennen lassen, in die religiösen Wirren seiner Zeit verstrickt, nachdem Wetter 1624 an das lutherische Hessen-Darmstadt gefallen war. Nach Ernsts Tod zog es dessen Kinder, deren Schicksal nur noch summarisch behandelt wird, zunehmend weg aus dem Marburger Gebiet.

All dies und vieles mehr wird bei Ernestus detailliert dargestellt. Allerdings geschieht dies vielfach im Stile einer handbuchartigen Dokumentation und weniger in der Manier einer an übergeordneten Leitfragen orientierten Analyse. Eine systematische Einordnung der vorgetragenen Einzelergebnisse in übergeordnete Forschungszusammenhänge vermisst man ebenso wie ein resümierendes Schlusskapitel. Wer diese Grenzen indes akzeptiert, wird das Buch, das eine Fülle interessanter und teilweise unbekannter Informationen bietet, mit Gewinn lesen.

Marburg

Steffen Schröder

Gerhard ALMELING: Die fürstliche Glashütte zu Altmünden 1594-1818 (Sydekum-Schriften zur Geschichte der Stadt Münden Nr. 35). Hannoversch Münden: Heimat – u. Geschichtsverein Sydekum zu Münden e. V. 2006, 180 S., 101 meist farb. Abb., € 28,50 (ISBN: 3-925451-37-4)

Ein interessantes, ein schönes Buch, das gilt für Inhalt, Abbildungen und – Haptisches sei ebenfalls erwähnt – auch für Papier, Vorsatz und Einband. Glücksfälle sind es, wenn sich Ruheständler engagiert einem Thema widmen und die Früchte ihrer Leistung neue und wertvolle Erkenntnisse für Allgemeinheit und Forschung bieten. So ist es auch in der vorliegenden Untersuchung von Gerhard Almeling. Layout und Koordination sind dem Vorsitzenden des Heimatvereins Walter Henckel zu danken. Erst ein Zuschuss der Sparkassen-Stiftung Hannoversch Münden ermöglichte den Druck.

Formales sei voran gestellt. Arbeitshilfen bietet der Anhang, der fast ein Drittel des Buches umfaßt. Über die archivalischen Quellen und die regionalen Kirchenbücher hinaus sind 116 Literaturstellen vermerkt. Insgesamt 257 Fußnoten und ein sehr detailliertes Stichwortverzeichnis erschließen den Text. Unter der Überschrift „Namen – Daten – Ereignisse“ werden auf fast 20 Seiten eine Zeittafel, die Namen von Mitgliedern der Hüttenbelegschaft, Anmerkungen und Quellen geordnet dargeboten. Einige urkundliche Anlagen in vollem Wortlaut bringen dem Leser Art und Stil der damaligen Zeit näher.

Eingangs stellt der Autor fest „Die Wälder des Mündener Talkessels gehörten zu den großen Glaserzeugungsgebieten des Mittelalters und der Frühneuzeit“. Diese Aussage wird in der und durch die fast 225 Jahre währende Geschichte der „Fürstlichen Glashütte zu Münden“ und ihres Umfeldes belegt. Die Landgrafen von Hessen in Kassel wollten auf

Schönheit und Luxus von Kristallglas nicht verzichten und eine eigene Produktion im Land haben. Sie privilegierten 1593 Gründung und Betrieb der späteren „Altmündener Hütte“, die ihre Ortsbezeichnung der unmittelbaren Nähe zur Stadt Hannoversch Münden verdankt. Von dort gelangten wesentliche Teile der Produkte stromab auf der Weser, sofern sich nicht der Landtransport über den Reinhardswald als zweckmäßig erwies.

Glashütten benötigten während ihres durchgehenden Betriebes zwischen Ostern und Martini reichlich Energie, nämlich trockenes Scheitholz. So zählt es zu den Ausnahmen, wenn ein Betrieb wie hier lange Zeit ortsfest blieb. Speziell an diesem Platz war das Holz für andere Zwecke schwierig zu nutzen und – es wuchs nach. Neben dem Bachwasser bedurfte es des weißen und mehlfeinen Quarzsandes vom Gahrenberg und des hochfeinen, feuerfesten Tones aus Großalmerode. Andere Zuschlagstoffe mussten die Hüttenmeister anfänglich aus größerer Ferne und teuer beziehen.

Die Informationen für diese Untersuchung sind mannigfacher Herkunft. Feldarbeit am Hüttenstandort, eine Grabung gab es dort nicht, Aktenstudium in Archiven, Besuch von Museen und zahllose Gespräche mit Experten samt Auswertung der Fachliteratur fügten sich zusammen. Alles kombiniert der Autor geschickt und entwirft so ein Bild von der „Weißglashütte“, der Arbeit der „Gläser“ und ihrer teilweise herausragenden Leistungen. Sie werden ebenso dargestellt, wie die örtlichen Bezüge, Probleme und Rückschläge. Zur Produktion des begehrten weißen Glases treten die Techniken der Glasschneider hinzu, die teilweise auch am Hof in Kassel wirkten. Beachtlich erscheinen die europaweiten Wanderungen und Querbeziehungen der Glasspezialisten und ihrer Familien.

Von großer Schönheit sind die Fotografien, zumeist speziell für dieses Werk gefertigt. Staunend sieht man, was für Möglichkeiten des Gestaltens Glas, der heute so alltägliche und wohlfeile Stoff, bieten kann. Besonders zu erwähnen ist der Hofglasschneider des Landgrafen Karl, der in Kassel arbeitende Frantz Gondelach. Er zählt zu den überragenden Künstlern des barocken Glasschnitts. Im Jahr 1663 in Großalmerode geboren und aus einer weitverzweigten Sippe von Glasmachern stammend, hat man ihn sogar den „Michelangelo der deutschen Glasschneidekunst“ genannt. Werke aus seiner Hand sind nicht nur in Kassel im Museum, sondern auch in Berlin, Kopenhagen, New York und in Moskau zu finden. Später pachtete er die Altmündener Hütte zur Altersversorgung. Neben den Spitzenleistungen verdienten die Glashersteller aber ihr tägliches Brot durchweg mittels der Versorgung des aufstrebenden Bürgertums mit Weinpokalen und anderen Gläsern.

Chemische Glasanalysen, aber auch Stilvergleiche, besonders mit Gläsern aus Lauenstein, erlauben neue Erkenntnisse. Sie mögen manchmal auch zur Revision früherer Aussagen führen. Angenehm sind das gute Deutsch und die Freiheit von Druckfehlern. Dieses Werk des früheren ehrenamtlichen Beauftragten für archäologische Bodendenkmalpflege Mündens schließt eine Wissenslücke. Es sei Neugier geweckt bei Historikern, Heimatliebhabern und Glasspezialisten, für Freunde schöner Bücher schlechthin. Aber auch Genealogen mögen wertvolle Hinweise entdecken. Die Glasgeschichte des Oberwesergebietes hat ein neues Fundament erhalten. Zugleich wird den alten Meistern mit ihrem Handwerk Respekt bezeugt und Ehre erwiesen.

Hann. Münden

Klaus Olischläger

Andreas GEIBLER: Nichtstaatlicher Bahnbau in Pommern und Westfalen 1880-1914 – Regionale Schieneninfrastrukturpolitik in den preußischen Provinzen Pommern und Westfalen im Vergleich, Essen: Klartext Verlag 2004, 401 S., € 39,80 (ISBN: 3-89861-412-3)

In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts unterlag die preußische Eisenbahnpolitik einer völligen Neuausrichtung. Diese setzte sich vor allem aus zwei Elementen zusammen, nämlich der sukzessiven Verstaatlichung der Privatbahnunternehmen des Landes und der Akzeptanz der systematischen Weiterentwicklung des Eisenbahnnetzes als

staatlicher Aufgabe, wobei dem Bau von Nebenbahnen eine besonders wichtige Rolle zukam. Nichtstaatlicher Bahnbau hätte sich demnach erübrigt, hätte im Kontext mit dem Vorranschreiten der Verstaatlichung der Bahngesellschaften allmählich aufhören müssen.

Dass „Nichtstaatlicher Bahnbau“ bis zum Ersten Weltkrieg ein facettenreiches Phänomen darstellt, zeigt die hier vorzustellende Münsteraner Dissertation. Der nichtstaatliche Bahnbau umfasst danach einmal die Anlage von Nebenbahnen durch Andere als die Preußischen Staatseisenbahnen sowie den umfangreichen Kleinbahnbau auf der Grundlage des preußischen Kleinbahngesetzes vom Juli 1892. Über 13.000 km betrug die Gesamtlänge dieser Bahnen in Preußen 1914, mehr als ein Fünftel des dem öffentlichen Verkehr dienenden Schienennetzes. Es handelte sich also beim nichtstaatlichen Bahnbau um keine Randerscheinung.

Betroffen von dieser Form nichtstaatlichen Bahnbaus war auch die Provinz Hessen-Nassau, womit sich der Bezug zur Arbeit Geißlers aus hiesiger Sicht ergibt. Mehr als 10 Kleinbahnunternehmen entstanden in der Provinz, allein drei Kleinbahnen führten in die Provinzhauptstadt Kassel! Hintergrund des nichtstaatlichen Bahnbaus bildete der erhebliche „Nachfragestau“, der sich bei der lokalen Erschließung des preußischen Territoriums ergab. Zwar hatte sich der Staat 1879 zur Nebenbahnerschließung im Interesse der Wirtschaftsförderung als staatlicher Aufgabe bekannt, vermochte aber aus finanziellen Gründen den an ihn herangetragenen Forderungen nicht mit der Schnelligkeit nachzukommen, welche die Gebietskörperschaften wünschten. Der Staat ließ daher die Möglichkeit nichtstaatlichen Bahnbaus bestehen, behielt sich aber die Konzessionierung vor. Bahnbau auf eigene Rechnung kam aus Kostengründen für die Gebietskörperschaften kaum in Frage, nicht einmal der relativ preisgünstige Nebenbahnbau. Als der preußische Staat zu Beginn der 90er Jahre unter dem Finanzminister Miquel versuchte, das finanzielle Engagement im Nebenbahnbau zurückzuschrauben, erließ er – gewissermaßen als Kompensation – am 28. Juli 1892 das „Gesetz über Kleinbahnen und Privatanschlussbahnen“. Damit wurde die Grundlage geschaffen für Anlage und Betrieb von Strecken mit bescheidenem baulichen Standards, die noch kostengünstiger als Nebenbahnen betrieben werden konnten. Ob eine Bahnlinie als Klein- oder als Nebenbahn konzessioniert wurde, bildete das Kriterium der Eignung für den Durchgangsverkehr. Hatten Kleinbahnen an beiden Endpunkten Anschluss an weiterführende Staatsbahnstrecken, so wurde der Transitverkehr in der Genehmigungsurkunde ausdrücklich untersagt.

Selbst unter den mit dem Kleinbahngesetz geschaffenen Voraussetzungen stellten die Kosten des Bahnbaus für die Gebietskörperschaften im ländlichen Raum eine Hürde dar, die sich nur schwer bewältigen ließ. Der preußische Staat sah sich daher binnen weniger Jahre veranlasst, finanziell helfend einzugreifen, in erster Linie durch die Gewährung zinsgünstiger Darlehen, aber unter der Bedingung, dass die Provinzen sich in gleicher Weise engagierten. Und gerade beim Engagement der Provinzen sollten sich, wie die Arbeit Geißlers zeigt, markante Unterschiede ergeben.

Die Chancen zur eigenen Initiative zur Ausgestaltung der regionalen und lokalen Infrastruktur stießen in den beiden Provinzen auf völlig unterschiedliche Akzeptanz. In Pommern war man bereit, auch Steuermittel für entsprechende Investitionen einzusetzen. Durch Steuermittel, mit denen ein Fond bedient wurde, und Anleihen gelang es, eine Reihe von Nebenbahnen zu finanzieren, deren Wirtschaftlichkeit es nach einigen Jahren ermöglichte, auf weitere Steuergelder zu verzichten. Der Erfolg dieses Modelles bildete in modifizierter Form die Grundlage für die Realisierung der Möglichkeiten, die durch das Kleinbahngesetz gegeben waren: Wieder trat die Provinz mit Steuermitteln in Vorleistung, und zwar mit etwa einem Drittel der Baukosten. Ein weiteres Drittel brachten die betroffenen Kreise und Kommunen auf und für den letzten Teil kam das Eisenbahnbau- und Betriebsunternehmen Lenz auf. Im Gegenzug erhielt dieses Unternehmen die Bauaufträge und übernahm später die Betriebsführung der Bahnen. Binnen kurzer Zeit entstanden so mehrere hundert Kilometer Kleinbahnen. Provinz, Kreise und Gemeinden gewannen durch dieses Verfahren Spielraum bei der Ent-

scheidung um Inanspruchnahme staatlicher Förderung – angewiesen war man darauf ja eigentlich nicht. Das Verfahren in Pommern krankte an einer systemimmanenten Schwäche der Kleinbahnen: Im Gegensatz zu den Nebenbahnen mangelte es stets an Rentabilität, die Verzinsung des Anlagekapitals erwies sich als unmöglich. Die Unwirtschaftlichkeit lag in der ökonomischen Struktur der von den Kleinbahnen erschlossenen Gebiete, in ihrer landwirtschaftlichen Prägung, die keine umfangreichen, gewinnbringenden Transporte gestattete. Da andererseits der ökonomische Nutzen der Kleinbahnen unübersehbar war, wurde die mangelnde Rentabilität hingegenommen.

Völlig anders die Situation in Westfalen: Seitens der Provinz galt das Prinzip, keine Steuermittel für den Bahnbau einzusetzen. Das Festhalten an diesem Prinzip sollte zu einem Fiasko der provinziellen Eisenbahnpolitik führen und schließlich die Vorgabe, hier keine Steuermittel einzusetzen in der Form konterkarieren, dass es doch des Einsatzes dieses Geldes bedurfte, um die Folgen der Politik zu kompensieren. Die Provinz engagierte sich mit ihrem Vermögen, in den achtziger Jahre beim Bau einer Nebenbahn zur Anbindung eigener Steinbrüche. Der wirtschaftliche Erfolg veranlasste die Provinzverwaltung später zum Bau weiterer Linien. Deren Baukosten überschritten die Voranschläge und die Rentabilität blieb bis zum Ende der neunziger Jahre hinter den Prognosen zurück, so dass schließlich die gesamte Provinz mit Steuermitteln für die Verluste des Bahnunternehmens (der „Westfälischen Landes-Eisenbahn“) aufzukommen hatte. Damit erfuhr die geringe Bereitschaft, bei der Kleinbahnförderung tätig zu werden trotz aller Anstöße durch die preußische Staatsregierung einen nachhaltigen Dämpfer. Es blieb bei der Anlage einzelner Kleinbahnen, häufig ohne jede Beteiligung der Provinz. Der Kleinbahnbau blieb dadurch auf wirtschaftlich leistungsfähigere Regionen beschränkt, zum Teil handelte es sich um modifizierte Anschlussbahnen, die von einem oder wenigen Verfrachtern abhängig waren und häufig genug wegen Schließung dieser Betriebe schon früh stillgelegt wurden.

Der Autor vermag es, den oft schwer überschaubaren Gang der Entscheidungsfindung nachvollziehbar werden zu lassen. Von besonderem Reiz ist die stets sorgfältige Erklärung der Kapitalbeschaffung, der Konsequenzen auch, die bestimmte Detailregelungen bei der Förderung eines Vorhabens hatten. Mit der schwerpunktmäßigen Behandlung der Finanzangelegenheiten wird ein anderer Aspekt dieses nichtstaatlichen Bahnbaus deutlich: Er war sicher im Interesse der erschlossenen Gebiete, aber, von Ausnahmen abgesehen, grundsätzlich unwirtschaftlich. Marktübliche Verzinsungen des Anlagekapitals blieben die Ausnahme, es bedurfte also einer politischen Entscheidung, ob sich die Provinz bei der Bahnerschließung engagierte. Generell wird in Geißlers Arbeit die Bereitschaft auf politischer Ebene deutlich, das ökonomische Risiko zu unterschätzen. Besonders unrühmlich fällt hier die Provinzverwaltung Westfalens auf beim Umgang mit der wirtschaftlichen Krise der Landesbahn – auf anfängliches Ignorieren folgten Vertuschungs- und Bagatellisierungsversuche sowie eine mangelhafte Ursachenforschung.

Insgesamt gelingt es Geißler in faszinierender Weise einen Einblick in die Möglichkeiten politischen Handelns auf Provinzebene zu bieten. Entsprechendes gilt auch für das Zusammenspiel zwischen dem Ministerium für öffentliche Arbeiten als Zentralbehörde für Eisenbahnangelegenheiten in Preußen einerseits und den Provinzverwaltungen andererseits.

Kritisch anzumerken bleibt, dass die Ursachen für die obsoleete Haltung der westfälischen Provinzverwaltung im Dunklen bleiben. Worauf beruhte die äußerst hartnäckige Verweigerungshaltung gegenüber der vom Provinziallandtag immer wieder geforderten konstruktiven Eisenbahnpolitik? Wie war es möglich, dass selbst dann, als ein Landeshauptmann (Holle) im Amt war, der dem Bahnbau gegenüber aufgeschlossener war, es bei der strikten Abwehrhaltung der Provinz, dem oft genug subtilen, aber stets wirksamen Widerstand gegen eine aktive Bahnbaupolitik blieb?

Eine interessante Arbeit, die sich gut liest, für alle diejenigen, die Interesse an der Entwicklung von Infrastruktur, an der politischen Entscheidungsfindung über derartige Projek-

te haben. Schließlich entkleidet der Autor das Thema Kleinbahn von allen Resten nostalgischen Miefs, der ihm immer noch anhaftet und den Zugang zu diesem wichtigen Element der Infrastruktur nicht gerade erleichtert.

Marburg

Lutz Münzer

Wolfgang HALFAR (Bearb.): Der Zimmermann. Ein Beitrag zur Geschichte des Zimmerhandwerks mit Anmerkungen zur Struktur einiger Hausformen (Schriftenreihe des Vereins Regionalmuseum Wolfhager Land; Reihe Museumsführer 13) Wolfhagen: Regionalmuseum 2006, 31 S., zahlr. Abb., € 4,50 (ISBN: 3-924219-19-2)

Innerhalb der Schriftenreihe des Regionalmuseums Wolfhager Land legt Wolfgang Halfar einen Überblick über die Arbeit des Zimmermanns und der Entwicklung des Holzbaus vor. Der Baum beziehungsweise das Holz als Baustoff wird als Sinn der Unsterblichkeit interpretiert. Beginnend in der Altsteinzeit, – der Blockbau ist mehr als 7000 Jahre alt –, führt die Kulturgeschichte zunächst bis zu einem Übergang vom Beil zum Steinmeißel in karolingischer Zeit. Solche Beispiele in Hessen gibt es in Bauerbach bei Marburg und auf dem Schönberg.

In der Holzbaulandschaft Mitteleuropas entwickelte sich der Holzhandwerker zum Zimmermeister, der sich durch stolze Bauten einen Namen machte, wie das Beispiel des Zierenberger Rathauses von 1450 zeigt, also vom 14. bis zum 19. Jahrhundert bis zum Historismus, zu dem vom Dritten Reich belebten Fachwerkbau bis zum modernen Holzbau. Hier sind Konstruktionszeichnungen des fränkischen und des niederdeutschen Hallenbaus laienverständliche Ergänzungen.

Das Besondere mancher Häuser im Wolfhager Land ist die Verbindung und der Übergang vom Langhaus zum Hallenhaus, Quergebindehaus, in sich oder nebeneinander. Das bei Karl Rumpf, Deutsche Volkskunst Hessen (Köln 1972), Abb. 75, gezeigte Querdielenhaus aus Grebenstein gehört auch zu diesem Typ. Hier ist die obere Abbildung auf S. 21, das linke Haus bemerkenswert. Verwiesen sei auch auf die Wolfhager Mannfiguren.

Auf den letzten Seiten werden Abbildungen der Leihgaben aus der Modellsammlung der Bundesfachschiule des Deutschen Zimmerhandwerks in Kassel/Waldau gezeigt. Dort wird auf den gotisierenden Ständerbau der Kirche in Wagenfurt, die Schrotholzkirchen, die oberdeutschen Holzkonstruktionen und die Vorlaubenhäuser im Danziger Werder verwiesen. Die Bauverordnung des Landgrafen Friedrich I von Hessen-Kassel (1734) schreibt vor, dass bei Errichtung von Fachwerkhäusern eine steinerne Grundmauer angelegt werden muss.

Lobenswert sind die anschaulichen Abbildungen sowohl der Zeichnungen als auch Hausbeispiele. Jedem Besucher des Museums ist hier eine Anleitung zum Verständnis der deutschen Holzbaukunst an die Hand gegeben.

Marburg

Wolfgang Rumpf